

Hessische Landeszentrale
für politische Bildung

HESSEN



POLIS 39

Analysen - Meinungen - Debatten

Bernd Heidenreich,
Sönke Neitzel (Hrsg.)

Der Bombenkrieg und seine Opfer



POLIS soll ein Forum für Analysen, Meinungen und Debatten aus der Arbeit der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung (HLZ) sein. POLIS möchte zum demokratischen Diskurs in Hessen beitragen, d.h. Anregungen dazu geben, wie heute möglichst umfassend Demokratie bei uns verwirklicht werden kann. Der Name POLIS erinnert an die große geschichtliche Tradition dieses Problems, das sich unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen immer wieder neu stellt.

Politische Bildung hat den Auftrag, mit ihren bescheidenen Mitteln dazu einen Beitrag zu leisten, indem sie das demokratische Bewusstsein der Bürgerinnen und Bürger gegen drohende Gefahren stärkt und für neue Herausforderungen sensibilisiert. POLIS soll kein behäbiges Publikationsorgan für ausgereifte akademische Arbeiten sein, sondern ohne große Zeitverzögerung Materialien für aktuelle Diskussionen oder Hilfestellungen bei konkreten gesellschaftlichen Problemen bieten.

Das schließt auch mit ein, dass Autorinnen und Autoren zu Wort kommen, die nicht unbedingt die Meinung der HLZ widerspiegeln.

Inhalt

Vorwort:	
Bernd Heidenreich	
Der Bombenkrieg und seine Opfer	3
Sönke Neitzel	
Der strategische Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg	5
Jana Flemming	
Der Bombenkrieg im Meinungsbild der britischen Öffentlichkeit 1940-1944	18
Helmut Schnatz	
Die Zerstörung der deutschen Städte und die Opfer	30
Peter Engels	
Darmstadts Zerstörung aus der Luft	47
Dieter Rebentisch	
Frankfurt im Bombenhagel und Feuersturm – die Zerstörung der Stadt im Zweiten Weltkrieg	58
Jörg Friedrich	
Die Rechtsnatur der anglo-amerikanischen Bomberoffensive im Zweiten Weltkrieg	71
Fritz Deppert	
Brandnacht Darmstadt	82
Harold Nash	
Gedanken und Erinnerungen zum Bombenkrieg über Deutschland	87

Der Bombenkrieg und seine Opfer

Im März 2004 jährten sich zum 60. Mal die schweren Luftangriffe der Alliierten auf Frankfurt am Main. Allein der Angriff vom 22. März 1944 forderte mehr als 1.000 Tote. Die historische Altstadt mit dem Römer sank in Schutt und Asche. Von den 2.000 Fachwerkhäusern ließen die britischen Bomber nur sechs unversehrt. Insgesamt starben bei den Angriffen auf Frankfurt mehr als 4.800 Menschen, 22.000 wurden verletzt.

Ende 1944 lagen nahezu alle hessischen Großstädte in Trümmern, zwei Drittel ihrer Fläche waren zerstört. In der Nacht vom 11. zum 12. September 1944 wurde der - bereits 1943 schwer getroffene - alte Stadtkern Darmstadts in 51 Minuten dem Erdboden gleichgemacht. Mehr als 12.000 Menschen kamen dabei ums Leben, ein Viertel davon Kinder.

Kassel war als Rüstungszentrum bereits seit 1942/43 Ziel massiver Angriffe. Von September bis Dezember 1944 wurden auch Offenbach, Marburg, Gießen und Fulda Opfer der alliierten Bomberverbände. Anfang 1945 wurde Hanau nahezu vernichtet. Fast 90% seiner Wohnbebauung war zerstört.

Der Bombenkrieg gegen die deutsche Zivilbevölkerung erreichte seinen Höhepunkt in den Feuerstürmen von Hamburg (1943) und Dresden (1945), in denen jeweils mindestens 40.000 Menschen verbrannten und erstickten.

Nach mehr als sechs Jahrzehnten haben die Deutschen dieses düstere Kapitel der Vergangenheit wieder entdeckt. Dazu hat nicht nur das viel beachtete Buch des Historikers Jörg Friedrich mit dem Titel „Der Brand“ beigetragen, sondern auch die wachsende Erkenntnis, das wir nicht einzelne Teile unserer Geschichte aus der Erinnerung ausblenden können, weil sie schwierige Fragen aufwerfen. Die Erinnerung an diese Katastrophe in unserer Geschichte ist daher notwendig und unverzichtbar. Sie bedarf jedoch der Einordnung in ihren zeitgeschichtlichen Kontext und einer hohen Sensibilität für die damit aufgeworfenen historischen, politischen und moralischen Fragen.

Mit der vorliegenden Publikation wollen wir diesen Fragen nachgehen. Sie fasst die Erträge einer Fachtagung zusammen, die die Hessische Landeszentrale für politische Bildung im März 2004 mit Historikern und Zeitzeugen in Frankfurt am Main veranstaltete. Allen Autoren und Autorinnen, die mit ihren Beiträgen daran mitgewirkt haben, sei an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt. Mein besonderer Dank gilt meinem Mitherausgeber Hochschuldozent Dr. habil. Sönke Neitzel (Mainz) für seine sachverständige Beratung, seine Mitarbeit und sein Engagement.

Bei der Lektüre sollten wir uns angesichts der bisweilen sehr kontrovers geführten Debatte an das Wort des ostdeutschen Theologen Professor Richard Schröder erinnern, der mit Recht gemahnt hat:

„Unsere Opfer - eure Opfer ... ein humanes Erinnern verzichtet auf diese Unterscheidung und trauert, weil sie alle doch so nicht hätten sterben sollen. Opfer sind zu beklagen, nicht zu verrechnen.“

Dr. Bernd Heidenreich
Direktor der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung

Sönke Neitzel

Der strategische Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg

Der Zweite Weltkrieg entfesselte eine weit zerstörerische Kraft als der Erste Weltkrieg, er war in viel größerem Umfang ein totaler Krieg, nicht nur wegen der höheren Opferzahlen, den Kriegsverbrechen und dem Ausmaß der industriellen Mobilisierung, sondern auch aufgrund der verheerenden Bombardierungen des feindlichen Hinterlandes, das in einem bislang unbekanntem Ausmaß die Zivilbevölkerung direkt in die Kampfhandlungen mit einbezog.

43.000 britische Zivilisten fielen während des Zweiten Weltkrieges deutschen Bomben zum Opfer, rund 400.000 deutsche und 300.000 japanische Zivilisten starben im britischen und amerikanischen Bombenhagel (inklusive der beiden Atombomben). Der Bombenkrieg hat das Gesicht dieses Krieges wesentlich mit geprägt - daher hat die Beschäftigung mit ihm auch eine besondere Relevanz.

Der Bombenkrieg im Zweiten Weltkrieg ist schon immer kontrovers diskutiert worden, die Debatte ist freilich durch die Publikation des Buches von Jörg Friedrich „Der Brand“ gewaltig angefacht worden. Waren die Angriffe durch das Völkerrecht gedeckt oder muss man sie als Kriegsverbrechen bewerten?

Manche gehen so weit, Hiroshima, Nagasaki, Tokio, Hamburg und Dresden in einem Atemzug mit den deutschen Verbrechen in Polen und der Sowjetunion zu nennen.

Ist es gerechtfertigt so weit zu gehen? Was waren überhaupt die Intentionen dieser Angriffe? Zivilisten umzubringen oder die feindliche Kriegsmaschinerie zu zerstören und dabei notgedrungen auch die Zivilbevölkerung zu treffen? Immer wieder stößt man in der Publizistik auf die Darstellung, dass die deutsche Luftwaffe zwischen 1937 und 1940 mit Terrorangriffen auf die feindliche Zivilbevölkerung begonnen hat. Die baskische Stadt Guernica sei das erste Opfer deutschen Vernichtungswillens gewesen, Warschau, Rotterdam und Coventry folgten. Daher sei die alliierte Bombardierung Deutschlands eine berechtigte Vergeltung gewesen, die niemals stattgefunden hätte, wäre die Brandfackel von den Deutschen nicht entzündet worden.

Dieser Beitrag will die Motive und Intentionen des strategischen Bombenkrieges durchleuchten und einige übergeordnete Zusammenhänge verdeutlichen. Wir müssen uns zunächst vergegenwärtigen, dass bei der Betrachtung des Bombenkrieges gegen Städte vier verschiedene Ebenen

sorgfältig unterschieden werden müssen.

1. Was war das Ziel des Angriffes? Was und wer sollte getroffen werden? (Strategie)
2. Welches gegebenenfalls hiervon abweichende Resultat wurde mit dem Luftangriff erzielt? (Operation, Taktik)
3. Wie wurde der Angriff von der Propaganda der Kriegsparteien instrumentalisiert?
4. Wie erlebten und interpretierten die Betroffenen am Boden und in den Flugzeugen die Angriffe?

In der Debatte werden diese vier Ebenen immer wieder durcheinandergeworfen, vor allem wird immer wieder von der Ebene der Betroffenen oder der Propaganda auf die Intentionen geschlossen. Neben den unterschiedlichen Betrachtungsebenen möchte ich ein zweites voranschicken.

Ein verbindliches und detailliertes völkerrechtliches Abkommen speziell für den Luftkrieg gab es vor und während des Zweiten Weltkrieges nicht. Es war somit bei Angriffen auf Städte des Gegners nicht klar, was vom Völkerrecht gedeckt und was ein Kriegsverbrechen war. Lediglich die Bombardierung rein militärischer Anlagen, wie etwa Kasernen, Hafenstützpunkte oder verteidigte Städte in der Frontlinie waren durch die Haager Landkriegsordnung von 1907 gedeckt – die freilich für die Verhältnisse des Zweiten Weltkrieges als veraltet gelten muss.

Dennoch unterschied man zwischen Angriffen auf vorwiegend

militärische Ziele und dem Angriff auf rein zivile Ziele. Letztere werden als so genannte „unterschiedslose“ oder auch als Terrorangriffe bezeichnet. Angriffe auf militärische Ziele wie Fabriken, Verkehrsanlagen usw. haben den Sinn, die militärischen Ressourcen des Feindes zu treffen. Terrorangriffe zielen darauf ab, durch materielle und personelle Verluste unter der Zivilbevölkerung deren Moral anzugreifen. Diese Unterscheidung ist bereits während des Krieges vorgenommen worden, wenngleich sich aus der Grenzüberschreitung keine völkerrechtlichen Folgen ergaben, sondern lediglich damit gerechnet werden musste, dass der Gegner auf Terrorangriffe seinerseits mit Repressalien antworten könnte.

Der Erste Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg war die Geburtsstunde des Krieges in der Luft. Zum ersten Mal sind Zepeline und Flugzeuge in großem Maßstab von allen Kriegsparteien zur Unterstützung der Kämpfe zu Land und auf See eingesetzt worden. Während sich der Luftkrieg im wesentlichen über den Schützengraben in Frankreich und Russland, also unmittelbar an der Front abspielte, gab es in dieser Zeit auch erste Ansätze eines Luftkrieges gegen das Hinterland, d.h. gegen die Städte des Feindes.

Anfang 1915 begannen deutsche Zepeline mit der Bombardierung Englands, im Mai 1915

griffen sie das erste Mal London an. Die Zahl der abgeworfenen Bomben war noch verhältnismäßig gering: 1915 gerade einmal 35 Tonnen. Immerhin sind 1915 rund 200 Engländer hierdurch getötet und rund 530 verletzt worden. Der Zeppelin hatte sich im Laufe des Jahres 1916 als eine dem Flugzeug deutlich unterlegene Waffe erwiesen, so dass Ende des Jahres die Zeppelinangriffe auf England eingestellt worden sind.

1917 griffen die Deutschen dann mit mehrmotorigen Großflugzeugen England an. Am 13. Juni 1917 erfolgte der schwerste Luftangriff des Ersten Weltkrieges auf eine Stadt: London wurde von 17 deutschen Bombern angegriffen, die um 12 Uhr mittags ihre Bomben abwarfen. 594 Menschen wurden getötet oder verletzt. Die Tagesluftangriffe waren relativ verlustreich für die Briten, rund acht- bis neunmal verlustreicher als ein Zeppelinangriff. Die deutsche Admiralität und die Oberste Heeresleitung hofften eine große Zahl von Zivilisten zu töten, eine Massenpanik zu verursachen und damit die Moral und den Durchhaltewillen der Bevölkerung zu schwächen. Freilich haben die Angriffe keine nennenswerte moralische Wirkung entfaltet. Dafür war der angerichtete Schaden angesichts der in Frankreich tobenden Materialschlachten viel zu gering. Insgesamt hatte die englische Bevölkerung durch deutsche Luftangriffe 1.414 Tote und 3.416 Verletzte zu beklagen. In Frankreich wurden 237 Menschen getötet und 539 verletzt.

Auch deutsche Städte wurden im Ersten Weltkrieg aus der Luft angegriffen. Die meisten Angriffe richteten sich gegen Industriestandorte in Lothringen, an der Mosel und an der Saar. Nur ganz vereinzelte Angriffe trafen Hamburg, München und Essen. In Deutschland wurden während des Ersten Weltkrieges durch Luftangriffe 729 Menschen getötet und 1.754 verletzt.

Im Vergleich zu den gewaltigen Verlusten an den Fronten blieben die personellen und materiellen Schäden des Luftkrieges gegen das Hinterland somit gering. Dennoch war eine neue Dimension des Krieges entstanden. Bislang hatten sich die Kampfhandlungen immer nur an der Front abgespielt. Nun war der Grundstein einer Entwicklung gelegt, die die Unterscheidung zwischen Front und Heimat immer weiter aufhob. Der Krieg konnte nun auch in die bislang verschonten Städte getragen werden und hier die Zivilbevölkerung treffen.

Die Zwischenkriegszeit

In der Zwischenkriegszeit sind die Erfahrungen des Luftkrieges in die ersten Luftkriegsdoktrinen umgesetzt worden. Der bekannteste Luftkriegstheoretiker der Zwischenkriegszeit war der Italiener Giulio Douhet. Seiner Meinung nach war der Fernbomber die alles entscheidende Waffe der Zukunft. Während die Waffentechnik des Heeres nur ein jahrelanges gegenseitiges Gemetzel zustande bringe, kön-

ne eine schlagkräftige Bomberflotte einen zukünftigen Krieg in kurzer Zeit entscheiden. Douhet glaubte, dass es möglich sei, durch massive Bombardierung der feindlichen Städte und Industriezentren ein Land in kurzer Zeit friedensbereit zu bomben. Das entscheidende Kriegsmittel der Zukunft sei daher - so Douhet - der schwere Bomber.

Douhets Thesen sind insbesondere in den USA und Großbritannien intensiv diskutiert worden. Die Führung von totalen Kriegen, nationale Zermürbungskriege, wie Sir Hugh Trenchard, der Stabschef der Royal Air Force (RAF) sie bezeichnete, machte die feindliche Gesellschaft zu einem legitimen Ziel. Die RAF war überzeugt, dass es nicht länger möglich sei, zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten zu unterscheiden. Später, während des Krieges, benutzte der Chef des britischen Bomber Command dieses Argument, um die Notwendigkeit zu begründen, feindliche Arbeitersiedlungen anzugreifen: „Es ist klar, dass jeder Zivilist, der mehr produziert als zur Erhaltung seiner Person notwendig ist, einen positiven Beitrag zu den deutschen Kriegsanstrengungen leistet und daher ein angemessenes, wenn auch nicht notwendigerweise lohnendes Angriffsobjekt ist.“

Eine große Bomberflotte wurde in den zwanziger und dreißiger Jahren als ein geeignetes Instrument betrachtet, schwere eigene Verluste zu vermeiden, indem man die feindlichen Industriezentren vernichtete, der feindlichen

Zivilbevölkerung schwere Verluste zufügte und damit den Widerstandswillen der feindlichen Nation brach.

In den dreißiger Jahren wurde in Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Deutschland intensiv an der Entwicklung schwerer Bomber gearbeitet.

In Deutschland entschied der Generalstabschef der Luftwaffe, Walther Wever, bereits 1935, dass das Hauptziel der neuen deutschen Luftwaffe die feindliche Luftmacht sein müsse, an zweiter Stelle stehe die Zusammenarbeit mit Heer und Marine, erst dann folge der Angriff auf Industriezentren. Terrorangriffe, sprich Angriffe auf rein zivile Ziele kämen nur als Vergeltungsmaßnahmen in Betracht. Die Ausrichtung der Luftwaffe war somit vollkommen anders als in Großbritannien oder den USA: Sie sollte das eigene Land dadurch schützen, dass sie dem Gegner die Möglichkeit nahm, Bombenangriffe auf Deutschland zu fliegen und die eigenen offensiven Heeresoperationen unterstützte. Angriffe gegen feindliche Industriezentren, so glaubte man, würden keine unmittelbaren Ergebnisse zeigen. Sie sollten daher erst dann durchgeführt werden, wenn es keine anderen Möglichkeiten mehr gab, das feindliche Wehrpotential zu vernichten. Bereits 1936 entschied Wever, angesichts der wenig leistungsfähigen Flugzeugmotoren, vom Bau schwerer Fernbomber abzusehen und eine Flotte von mittleren Bombern zu schaffen, um diese Anforderungen zu erfüllen.

Von Guernica nach London

Hitlers Entscheidung, im Spanischen Bürgerkrieg zu intervenieren, wurde von Göring als eine gute Möglichkeit begrüßt, seine im Aufbau befindliche Luftwaffe im Einsatz zu erproben. Bedingt durch den Mangel an schweren Waffen wurde die Legion Condor meist zur Heeresunterstützung von Francos Truppen eingesetzt, die ersten großen Luftangriffe auf feindliche Städte sind dann in diesem Zusammenhang geflogen worden.

Im April 1937 wurde die baskische Kleinstadt Guernica von Bombern der „Legion Condor“ schwer getroffen. Der Angriff ist vielfach als „Meisterstück“ eines Terrorangriffes bezeichnet worden, eines Angriffes also, der nicht einem militärischen Ziel, sondern der wehrlosen Zivilbevölkerung gegolten habe. Der Stabschef der Legion Condor, Wolfram Freiherr von Richthofen, befahl den Angriff auf Guernica, um ein wichtiges Verkehrszentrum zu treffen, das sich nur 20 Kilometer hinter der Frontlinie befand. Es ging ihm vor allem darum, die Brücke über den Rio Oca und ihre Zufahrten zu treffen, wobei er zweifellos den Nebeneffekt begrüßte, dass auch Teile der Stadt getroffen werden würden, was den Rückzug der republikanischen Truppen weiter beeinträchtigen werde. Aufgrund der ungenügenden Zielvorrichtungen der angreifenden Flugzeuge blieb die Brücke unversehrt, während die Stadt in weiten Teilen zerstört wurde. Die ursprüngliche Intention war

somit gewiss eine andere als das Endresultat vermuten lässt.

Natürlich ließ sich dieser Angriff propagandistisch hervorragend instrumentalisieren, man denke nur an das Picasso-Bild für die Pariser Weltausstellung. Guernica ist also nicht nur der erste Fall, in dem eine Stadt durch Bomben zerstört wurde. Guernica ist auch ein Beleg dafür, wie sehr die einzelnen Ebenen der Betrachtung durcheinander gewürfelt worden sind; ein Phänomen, das auch bei späteren Luftangriffen zu beobachten ist, die im Blickpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit standen.

Kommen wir zur Bombardierung Warschaws während des Polenfeldzuges. Göring hatte bis Mitte September 1939 ausdrücklich die Bombardierung von zivilen Zielen in Warschau untersagt. Dann jedoch wendete sich das Blatt. Die Stadt war nun verteidigte Festung, lag in der Frontlinie und wurde deswegen weit massiver bombardiert als dies vorher der Fall war. Zu diesem Zeitpunkt nahmen die Angriffe ohne Zweifel unterschiedslosen Charakter an. Aber: Die Angriffe richteten sich gegen eine verteidigte Stadt im Kampfgebiet und sollten die letzte Kapitulation der dortigen militärischen Verbände bewirken. So verheerend diese Angriffe vor allem am 24. und 25. September 1939 gewesen sind: Terrorangriffe im eigentlichen Sinne waren sie nicht.

Im Westen war es unterdessen ruhig – der Sitzkrieg erstreckte sich auch auf den Kampf in der Luft. Es war die offizielle britische

Haltung, dass man Luftangriffe vermeiden wollte, bei denen die Zivilbevölkerung hätte in Mitleidenschaft gezogen werden können.

Premierminister Neville Chamberlain und der Air Staff wollten vor allem nicht Großbritannien dem Vorwurf aussetzen, als erste mit dem unterschiedslosen Bombenkrieg begonnen zu haben. Die grundlegenden Pläne hierfür waren indes längst ausgearbeitet. Im Herbst 1939 war das Bomber Command aus technischen Gründen aber noch nicht in der Lage, wirkungsvolle Luftangriffe ins Innere Deutschlands zu fliegen. Mit den vorhandenen Flugzeugen würde man die deutsche Luftwaffe nur ihrerseits zu Gegenangriffen auf die eigenen Städte provozieren und ließ daher tunlichst davon ab.

Aus demselben Grund hat Hitler im übrigen untersagt, dass auch nur eine deutsche Bombe auf britisches Festland fallen dürfe. Ob und wie Luftangriffe durchgeführt wurden, bedingte somit eine militärische Kosten- Nutzen-Rechnung.

Dies trifft auch auf die Bombardierung Rotterdams am 14. Mai 1940 zu. Die Stadt war eine verteidigte Festung in der Frontlinie. Sie wurde mehrfach zur Kapitulation aufgefordert, und für den Fall der Verweigerung drohte man die Bombardierung an. Als die Stadt dann kapitulierte, wurde von deutscher Seite noch versucht, die bereits in der Luft befindlichen Bomber zurückzurufen, was aus technischen Gründen scheiterte. Das letzte Signal,

um die Bombardierung zu stoppen – rote Leuchtkugeln – sahen nur 43 Flugzeuge, die anderen 57 Maschinen warfen ihre Bomben ab, über 900 Menschen starben und große Teile der Altstadt Rotterdams wurden zerstört.

Gewiss soll man dieses Verhalten der deutschen Luftwaffe nicht verharmlosen, dennoch ist der Historiker dazu angehalten, die genauen Umstände derartiger Angriffe zu prüfen. Und demnach war der Angriff, weil er sich – ähnlich wie in Warschau – gegen eine verteidigte Festung richtete, gewiss kein Terrorangriff im eigentlichen Sinn.

Er war im übrigen auch kein Vorwand – wie man dies zuweilen lesen kann – für die britischen Angriffe, die seit Mai 1940 gegen deutsche Städte im Ruhrgebiet geflogen worden sind. Beide Ereignisse haben keinerlei kausalen Zusammenhang, da die Entscheidung zur Bombardierung deutscher Städte für den Fall eines deutschen Angriffes auf Frankreich von der RAF bereits lange vor Mai 1940 getroffen wurde.

Während der Luftschlacht um England versuchte die Luftwaffe von Mitte August bis Anfang September 1940 vergeblich die Bodenorganisation (Flugplätze) des Fighter Commands zu zerstören. Da man die britischen Jäger nicht recht zu fassen bekam, nahm man einen Zielwechsel auf London vor. Bei Angriffen auf die Hauptstadt, so die deutsche Überlegung, müssten sich die Jäger endlich zum Kampf stellen. Vom 7. bis 27. September 1940 wurde London bei Tage, danach

bis November 1940 bei Nacht angegriffen. Hauptziel waren die Docklands im Osten der Stadt und das Regierungsviertel. Auch hierbei handelte es sich nicht um Terrorangriffe. Obwohl bei dem damaligen Stand der Technik, zwangsläufig zahlreiche Bomben die Wohngebiete trafen, waren diese nicht das eigentliche Ziel der Angriffe. Trotz Hitlers großspuriger Ankündigung vom 4. September 1940, dass er die englischen Städte ausradieren werde, behielt er sich Terrorangriffe ausdrücklich vor.

Nachdem die Angriffe auf London trotz erheblicher Zerstörungen und Tausender von Toten kein sichtbares Ergebnis, etwa im Sinne einer Herabminderung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Londons und in Folge davon des Durchhaltewillens der Bevölkerung, gezeigt hatten, griff die Luftwaffe von November 1940 bis Februar 1941 die britische Luftrüstungsindustrie an. Trotz schwerer Schäden in den angegriffenen Städten gelang es auch diesmal nicht, einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen.

Der erste Angriff dieser Angriffsserie richtete sich in der Nacht vom 14. auf den 15. November 1940 gegen die mittelenglische Stadt Coventry, wo erhebliche Zerstörungen angerichtet wurden, u.a. ist auch die Kathedrale zerstört worden. 506 Personen wurden getötet, 432 schwer verletzt.

Coventry war das Zentrum der britischen Flugzeugmotorenindustrie und wurde aus diesem Grund angegriffen. Betrachtet man den

erheblichen Schaden an zivilen Gebäuden, so muss berücksichtigt werden, dass die 15 bis 17 Fabriken der Stadt inmitten von Wohngebieten lagen, so dass diese zwangsläufig mit getroffen wurden. Auf deutscher Seite hat man die zivilen Verluste gewiss nicht bedauert, sie im Gegenteil als unweigerlichen Nebeneffekt bewusst in Kauf genommen. In London wie nun auch hier in Coventry war dies mit der Hoffnung verbunden, neben dem wirtschaftlichen Schaden gleichzeitig auch den Durchhaltewillen der Bevölkerung zu schwächen. Festzuhalten ist jedoch, dass die Zivilbevölkerung nicht das eigentliche, primäre Ziel des Angriffes war.

Am 10. Mai 1941 wurde der letzte schwere Luftangriff auf London geflogen. Es war der schwerste deutsche Angriff auf die Stadt. 1436 Tote und rund 1800 Schwerverletzte waren die traurige Bilanz dieser Operation, die sich erneut vor allem gegen die Docklands gerichtet hatte. Insgesamt wurden in der Zeit von August 1940 bis Mai 1941 bei deutschen Luftangriffen 43.000 Zivilisten getötet, 51.000 schwer und 88.000 leicht verletzt.

Im Sommer 1941 wurde die Masse der Bomberverbände in den Osten verlegt. Bis Anfang 1944 richteten sich schwache Angriffe, die allenfalls als Nadelstiche bezeichnet werden können, vor allem gegen Hafenstädte. Im April 1942 griff die Luftflotte 3 zur Vergeltung britischer Angriffe auf Lübeck und Rostock zum ersten Mal dezidiert rein zivile Ziele an.

Die Bombardierung von historischen Städten wie Bath und Canterbury blieb angesichts der Schwäche der deutschen Luftstreitkräfte jedoch weitgehend folgenlos.

Zur Befriedigung von Hitlers unbeugsamem Drang nach Vergeltung flog die Luftwaffe von Januar bis Mai 1944 mit stärkeren Kräften eine Luftoffensive, vor allem wieder gegen London. Von den Engländern als „Baby-Blitz“ verspottet, blieb dieser Versuch, englischen Städten schweren Schaden zuzufügen, angesichts der starken britischen Luftabwehr weitgehend erfolglos. Die am 13. Juni 1944 begonnene Beschießung Londons mit V-1-Raketen, zu der ab September 1944 noch der Einsatz der V-2 hinzukam, markiert den Endpunkt deutscher Angriffe gegen britische Städte, die sich in ihrer Intention nicht mehr von den britischen Angriffen unterschieden. Die Kriegsparteien waren damit auf derselben Stufe einer unterschiedslosen Kriegführung angekommen, bei der sich freilich die verfügbaren Mittel signifikant unterschieden haben.

Von Mannheim nach Dresden

Die Briten betrachteten die deutsche Luftoffensive als die unterschiedslosen Terrorangriffe, die man in den 1930er Jahren so gefürchtet hatte. Irgendwelche moralischen Zweifel, ob es vertretbar sei, deutsche Städte anzugreifen und dabei Zivilisten

zu töten, verfliegen. Churchill und Roosevelt haben die feindliche Zivilbevölkerung im übrigen immer als legitimes Angriffsziel betrachtet. Als das Bomber Command und später die US Army Air Forces (USAAF) sich mit der Luftoffensive gegen Deutschland befassten, vermochten sie dies also ohne Restriktionen von politischer oder moralischer Seite zu tun.

Wenngleich die deutschen Luftangriffe auf britische Städte bei den britischen Militärs Skrupel beseitigten, war das britische Handeln gewiss nicht hierdurch bestimmt.

Das Bomber Command war darauf ausgerichtet, die Kraftquellen im feindlichen Hinterland anzugreifen. Es war seine Absicht, die deutsche Kriegsproduktion und Moral durch die systematische Zerstörung von Industrieanlagen und Städten zu schädigen, soweit zumindest die Theorie.

Am 15. Mai 1940 wurde der erste britische Bombenangriff auf eine deutsche Stadt geflogen. Zu dieser Zeit hatten die Besatzungen noch den Auftrag, die Bomben wieder mit nach Hause zu bringen, falls sie das Ziel nicht ausmachen konnten.

Die ersten Angriffe auf Deutschland hatten auch noch den Zweck, die Luftwaffe zum Abzug von Kräften aus Frankreich zu zwingen. Die Deutschen dachten freilich, dass das Bomber Command eine unterschiedslose Luftoffensive gestartet hätte, weil etliche Bomben bei den Nachtangriffen in Wohngebiete fielen. Dort sollten sie eigentlich gar nicht abge-

worfen werden, aber es war eben das Dilemma des Bombenkrieges, dass die Zielgenauigkeit zu wünschen übrig ließ. Ironischerweise erkannten die Deutschen den ersten unterschiedslosen Angriff der Briten am 16. Dezember 1940 auf Mannheim überhaupt nicht, weil die Bomben nicht wie geplant in die Innenstadt fielen, sondern weit verstreut außerhalb der Stadt niedergingen und keinen Schaden anrichteten.

Bis Frühjahr 1942 versuchte das Bomber Command vor allem militärische Ziele in Deutschland zu treffen, Werften und Industrieanlagen wurden angegriffen. Die Hälfte aller Einsätze richtete sich freilich gar nicht gegen das Reich, sondern gegen drei deutsche Kriegsschiffe in dem französischen Hafen Brest. Das Bomber Command warf von März 1941 bis Februar 1942 3.400 Tonnen Bomben auf Brest ab – nur fünf Bomben trafen die Schiffe, was einmal mehr den Befund unterstreicht, dass die Briten zu diesem Zeitpunkt nicht in der Lage waren, Punktziele zu treffen.

Ogleich es bereits 1941 eine zunehmende Tendenz gab, unterschiedslose Angriffe zu fliegen, wurde der eigentliche Schwenk in der Strategie erst mit der neuen Direktive des Air Staff vom 14. Februar 1942 vollzogen.

Von nun an sollte das Bomber Command seine Flugzeuge ohne Einschränkungen einsetzen. Das vorrangige Ziel der Luftangriffe war nun die Moral der feindlichen Zivilbevölkerung und vor allem die Moral der Industriearbeiter. Die Zielpunkte sollten stets in

den Wohngebieten liegen, nicht, so wurde ausdrücklich betont, in Werftanlagen oder Flugzeugfabriken.

Diese Direktive muss im Zusammenhang mit dem bislang so erfolglosen Einsatz der britischen Bomber über dem Reich gesehen werden. Schlüsselziele konnte man nicht wirkungsvoll angreifen – einstellen wollte man die Luftangriffe aber auch nicht, schließlich waren die Bomber die einzige offensive Waffe Englands, um den Krieg in das Land des Feindes zu tragen.

Die Frage stand somit im Raum, wie diese Streitmacht effektiver eingesetzt werden konnte: Als einzige Möglichkeit verblieb das Flächenbombardement, denn Städte konnte man wohl treffen, und so würde der Einsatz der Bomber nicht wirkungslos verpuffen. Trotz der Direktive, die Flächenbombardements eigentlich nur als Aushilfsstrategie ansah, bis durch die Entwicklung neuer technischer Zielmittel nächtliche Präzisionsangriffe möglich sein würden, ging das Bomber Command von dem einmal eingeschlagenen Weg nicht mehr ab – auch als man 1943 in der Lage war, genaue Angriffe zu fliegen.

Der erste Luftangriff, der nach der neuen Direktive geflogen wurde, war der Angriff auf Lübeck im März 1942. Die Stadt war weder in militärischer noch in wirtschaftlicher Hinsicht von herausragender Bedeutung. Sie wurde ausgewählt, weil ihr Altstadt Kern leicht entflammbar war, und weil sie aufgrund ihrer exponierten

geographischen Lage auch bei Nacht leicht gefunden werden konnte.

Arthur Harris wurde im Februar 1942 Oberbefehlshaber des Bomber Command, nur wenige Tage nachdem die neue Direktive geschrieben worden war. Er war ein überzeugter Anhänger der hier dargestellten Ideen und er war – zusammen mit seinen politischen und militärischen Vorgesetzten – dafür verantwortlich, dass die RAF an ihnen bis zum Kriegsende festhielt.

Im Oktober 1943 schrieb er über die Strategie des Bomber Command: Das Ziel sei die Zerstörung deutscher Städte, das Töten deutscher Arbeiter und die Zerschlagung des öffentlichen Lebens überall in Deutschland. „Es muss hervorgehoben werden, dass die Vernichtung von Häusern, öffentlichen Einrichtungen, und Menschenleben, die Schaffung eines Flüchtlingsproblems bislang unbekanntem Ausmaßes und der Zusammenbruch der Moral in der Heimat und an der Front durch die Angst vor ausgedehnten und intensiven Bombenangriffen, beabsichtigt und gewollte Ziele der Angriffsstrategie sind. Sie sind keine Nebeneffekte von Versuchen, Fabriken zu treffen.“

Natürlich haben nicht alle britischen Luftangriffe in der Zeit von 1942 bis 1945 derartige Ziele verfolgt. Die RAF hat auch etliche Einsätze gegen rein militärische Ziele wie Werften, Fabriken, Hydrierwerke usw. geflogen. Die Masse der Angriffe hatte aber einen unterschiedslosen Charak-

ter, war gegen Innenstädte und Wohnviertel gerichtet.

1943 verfügte Harris über genügend schwere viermotorige Bomber, um seine Zerstörungspläne sehr effektiv in die Tat umzusetzen.

Im März 1943 gelang es ihm in Mühlheim an der Ruhr zum ersten Mal, in einer deutschen Stadt die vernichtende Wirkung eines Feuersturmes zu entfalten. Im Verlauf der Operation „Gomoharra“ wurden im Juli 1943 weite Teile Hamburgs zerstört und rund 40.000 Zivilisten getötet. Im Herbst entschied sich Harris, Berlin auszudieren. Dies, so sein Kalkül, würde vielleicht 400 bis 500 Bomber kosten, könne für die Alliierten aber den Sieg bedeuten.

Von November 1943 bis Februar 1944 flog das Bomber Command eine Luftoffensive gegen die Reichshauptstadt, vermochte jedoch nicht so verheerende Schäden und Menschenverluste anzurichten wie zuvor in Hamburg. Die vorausgesagte Zahl an schweren Bombern ging in der Tat verloren – mit ihnen rund 3.000 Besatzungsmitglieder –, der Krieg war freilich damit nicht beendet.

Die britische Bomberoffensive gegen deutsche Städte erreichte dann in den letzten neun Monaten des Krieges ihren Höhepunkt, als die deutsche Luftabwehr dem Ansturm nicht mehr wirkungsvoll entgegenzutreten konnte. Schrecklicher Höhepunkt war die Vernichtung Dresdens im Februar 1945, als in einer Nacht rund 35.000 Menschen im Feuersturm starben. Die Angriffe gingen bis zum April 1945 weiter, als ein mi-

litärischer Sinn längst nicht mehr zu erkennen war.

Die Doktrin der USAAF unterschied sich grundlegend von der britischen. Die Amerikaner griffen bei Tage an und trachteten danach, mit ihren exzellenten Bombenzielgeräten Schlüsselziele zu vernichten, wie etwa die Kugellagerwerke in Schweinfurt oder die Messerschmitt-Werke in Regensburg. Obgleich auch die USAAF unterschiedslose Angriffe flogen - die Teilnahme am Angriff auf Dresden ist nur ein Beispiel -, war ihre Strategie eine andere, sie kann eher mit jener der Luftwaffe während der Jahre 1940/41 verglichen werden.

So weit die Theorie und die Intention. In der Praxis trafen die amerikanischen Bomben aber ein großes städtisches Gebiet um die von ihnen anvisierten Fabriken, da bei den meist schlechten Wetterbedingungen die Bomben blind durch die Wolkendecke geworfen wurden. Eine Untersuchung im Januar 1944 ergab, dass nur 5% der Bomberbesatzungen in einem Umkreis von fünf Meilen um das Ziel ihre Bomben ausgeklinkt hatten. Die USAAF verursachten daher mit ihren Angriffen ebenfalls schwere und großflächige Zerstörungen in den Wohngebieten deutscher Städte, so dass für die Bevölkerung am Boden oftmals kein Unterschied zwischen der britischen und der amerikanischen Angriffspolitik erkennbar war.

Von Tokio bis Hiroshima

In vielen Betrachtungen zum strategischen Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg wird vergessen, dass dieser nicht nur in Europa tobte, sondern seine verheerenden Folgen auch Japan traf.

Nach der Eroberung der Marianen-Inseln im Sommer 1944 verfügte die US-Luftwaffe über eine geeigneten Basis, um nun auch das japanische Mutterland mit B-29-Langstreckenbomben anzugreifen.

Im November 1944 begann die amerikanische Luftoffensive gegen die japanische Rüstungsindustrie, vor allem die Flugzeugfabriken. Diese Operationen waren aber aus einer ganzen Reihe von Gründen nicht sehr erfolgreich: Die B-29 flogen bei Tag in großer Höhe und konnten daher nur eine kleine Bombenzuladung mit sich führen. Außerdem erschwerte der in diesen Höhen herrschende Jetstream das Zielen. Mittlerweile hatte man aus dem Luftkrieg gegen Deutschland gelernt, dass das Feuer die verheerendste Waffe beim Angriff auf feindliche Städte war. Man entschloss sich daher, die Taktik zu ändern: Die B-29 griffen nun bei Nacht an, wobei sie aufgrund der schwachen japanischen Abwehr in einer geringen Höhe von rund 3.000 Meter fliegen konnten. Mit dem Tiefflug vermied man die Probleme, die der Jetstream verursachte und konnte zudem eine größere Bombenladung transportieren. Außerdem griff man nun nicht mehr Punktziele mit Sprengbomben, sondern Flächenziele mit

Brandbomben an. In der Nacht vom 9./10. März 1945 luden 279 B-29-Bomber ihre tödliche Fracht über Tokio ab, 18% der Industriegebiete brannten nieder sowie 63% der Wohngebiete, insgesamt rund 250.000 Gebäude. Dabei starben rund 88.000 Menschen in dem Feuer, 41.000 wurden verletzt und rund eine Million wurde obdachlos.

Es war der verlustreichste Luftangriff der Geschichte, der selbst die Atombombenangriffe in den Schatten stellte.

Nach diesem „Erfolg“ brannten die USAAF eine japanische Großstadt nach der anderen nieder. So hohe Opferzahlen unter der Zivilbevölkerung gab es indes nicht mehr, weil sie in großer Zahl evakuiert wurde. Die Zerstörungen waren dennoch enorm.

Die Offiziere und Politiker, die diese Angriffe befahlen, hofften, dadurch den Durchhaltewillen der Japaner zu erschüttern und dem Land die Fähigkeit zu nehmen, weiterzukämpfen. Nach den Kämpfen um die Marianen, wo selbst die japanische Zivilbevölkerung den Selbstmord gesucht hatte, fürchtete die amerikanische Führung, dass es notwendig werden würde, einen sehr verlustreichen Feldzug auf dem japanischen Mutterland zu führen, um den Krieg endlich zu beenden. Daher sollte alles geschehen, um diese kostspielige Operation zu vermeiden. Präsident Truman entschied sich daher, zwei Atombomben abzuwerfen. Es kann nicht bestritten werden, dass es aus damaliger Sicht Sinn machte, diese fürchterlichen Waffen, über

deren Langzeitfolgen man noch nichts wußte, einzusetzen, um den Krieg schnellstmöglich zu beenden. Man kann aber auch argumentieren, dass zumindest der Abwurf der zweiten Bombe verfrüht war und man die Wirkung der Vernichtung Hiroshimas, der Seeblockade und des Kriegseintritts der Sowjetunion am 9. August 1945, hätte abwarten können.

Die Entwicklung des strategischen Luftkrieges zeigt, dass seine Ausprägung nicht durch moralische Überlegungen, sondern einzig durch militärisch-technisches Kalkül geprägt war. Was konnte man mit welchen Mitteln erreichen? Welchen Nutzen versprachen Angriffe auf militärische Ziele, welchen Nutzen versprachen Angriffe auf die Zivilbevölkerung? Welche Repressalien hatte man zu befürchten? Dies waren die Fragen, die die verantwortlichen Politiker und Militärs gleichermaßen interessierten und die im Verlauf des Zweiten Weltkrieges zur einer vollständigen Entartung des Luftkrieges führten. Rechtliche oder ethische Standpunkte spielten hüben wie drüben kaum eine Rolle.

Natürlich wird auch der strategische Luftkrieg immer wieder in den größeren Kontext des Zweiten Weltkrieges gestellt und dabei auch einer moralischen Bewertung unterzogen - einer rechtlichen kann man ihn aus den erwähnten Gründen schwerlich unterziehen. Es wird nach der Verhältnismäßigkeit, nach der Notwendigkeit gefragt. Dies sind zweifellos wichtige Fragen.

Doch der Historiker sollte vor allem die Zusammenhänge aufzeigen und die verschiedenen Analyseebenen verdeutlichen. Denn die Vermischung von Intention, taktischer Umsetzung, Propaganda und Zeitzugenerlebnis erschwert einen wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn.

Der Autor:

Jahrgang 1968, 1994 Promotion, 1998 Habilitation, lehrt Neuere und Neueste Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz, 2001 Gastdozentur an der University of Glasgow.

Veröffentlichungen (Auswahl):

Der Einsatz der deutschen Luftwaffe über dem Atlantik und der Nordsee 1939-1945, Bonn 1995.
Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus, Paderborn [u.a.] 2000.
Kriegsausbruch. Deutschlands Weg in die Katastrophe 1900-1945, Zürich 2003.
Blut und Eisen. Deutschland im Ersten Weltkrieg, Zürich 2003.

Literatur zum Thema (Auswahl):

Horst Boog, Luftwaffe und unterschiedsloser Bombenkrieg bis 1942, in: Ders., Luftkriegführung im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Herford (u.a.) 1993, S. 435-468.

Ders., Bombenkriegslegenden, in: Militärgeschichte 5 (1995), S. 22-29.

Ders., Der strategische Bombenkrieg. Luftwaffe, Royal Air Forces im Vergleich bis 1945, in: Militärgeschichte 2 (1992), S. 20-30.

Charles Messenger, 'Bomber' Harris and the Strategic Bombing Offensive, 1939-1945, London 1984.

Sönke Neitzel, Zum Misserfolg verdammt? Die deutschen Luftstreitkräfte in beiden Weltkriegen, in: Bruno Thoß, Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), Erster Weltkrieg - Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich, Paderborn (u.a.) 2002, S. 167-192.

Sir Charles Webster/Noble Frankland, The Strategic Air Offensive against Germany 1939-1945, Bd. 1-4, London 1961.

Jana Flemming

Der Bombenkrieg im Meinungsbild der britischen Öffentlichkeit 1940-1944

Beschäftigt man sich als Deutsche mit dem Thema des britischen Flächenbombardements, hört man des Öfteren vor allem von älteren Briten entschuldigende und rechtfertigende Worte: Es tue ihnen sehr Leid, dass in dieser Zeit so viel zerstört worden sei. Heute wisse man ja auch über den Bombenkrieg Bescheid, damals jedoch habe man keine Vorstellung über das Ausmaß gehabt, in dem auch die deutsche Zivilbevölkerung von den Bombardements betroffen gewesen sei.

Stellt man diesen Aussagen die Schlagzeilen der zeitgenössischen Presse gegenüber, entsteht jedoch der Eindruck, dass zumindest eine Vorstellung von den Zerstörungen in der britischen Bevölkerung vorhanden gewesen sein musste. Insbesondere Vergleiche mit der eigenen Erfahrung der Bombardements durch die Deutschen, wie in der konservativen Tageszeitung „Daily Telegraph“ im Jahr 1943, Hamburg habe das Äquivalent von mindestens 60 Coventrys erlebt, lassen vermuten, dass die Bevölkerung ahnen konnte, welche Folgen die RAF-Bombardements hatten.

Auf der Suche nach entsprechenden Aussagen zu dieser Problematik von Seiten der Historiker findet sich nicht viel. Der Luftkrieg

selbst, die Strategie der Bomberflotte und deren militärische Wirksamkeit wurden auf deutscher und britischer Seite ausgiebig erforscht. Eine systematische Analyse des RAF-Flächenbombardements im Spiegel der britischen Öffentlichkeit jedoch findet sich weder in der deutschen noch der britischen Historiografie, Aussagen zu diesem Komplex fallen höchstens als Nebenprodukt ab. Papiere des britischen Informationsministeriums zeigen jedoch, dass diese Form des Luftkrieges in der britischen Bevölkerung phasenweise recht lebhaft diskutiert worden ist. Der Frage, ob, wann und aus welchen Gründen sich zum Thema Flächenbombardement ein Konsens herausbildete, soll im Folgenden nachgegangen werden.

Quellen

Grundlage der Untersuchung sind unveröffentlichte Quellen aus dem Public Record Office in London - Stimmungsberichte, die die Beamten des Ministry of Information (MoI) wöchentlich zur Erkundung der Moral, also der Standhaftigkeit der britischen Bevölkerung während des Krieges, anfertigten. Die Berichte wurden seit dem Aufbau entsprechen-

der Beobachtungsstrukturen seit Oktober 1940 angefertigt und enden ohne Angaben von Gründen im Dezember 1944. Offenbar schienen sie nun in Anbetracht des sich abzeichnenden Sieges entbehrlich. Ihr Zweck war es, ein möglichst objektives Bild der öffentlichen Meinung in Großbritannien zu vermitteln, und zwar über alles, was mit dem Krieg in Zusammenhang stand. In erster Linie entstanden die Berichte aus den Beobachtungen solcher Bürger, die - wie Ärzte oder Verkäufer - aufgrund ihres Berufes täglich mit vielen Menschen Kontakt hatten. Ihre Beobachtungen und Erhebungen sortierte man zwölf regionalen Büros vor und fasste sie in der in der Zentrale von „Home Intelligence“, einer Abteilung des Informationsministeriums, zum internen Gebrauch zusammen. Daneben nutzte man auch verschiedene andere Informationsquellen, und gerade die Vielfältigkeit der Quellen insgesamt zeigt das Bemühen um Objektivität.

So berief man sich z.B. auf Umfragen des British Institute of Public Opinion (BIPO), das 1936 nach amerikanischem Vorbild gegründet worden war und sich an den kurz zuvor entwickelten Methoden der Demoskopie orientierte. Die BIPO-Untersuchungen beruhten meist auf der Befragung von 2000 Einwohnern und können damit als repräsentativ angesehen werden. Daneben stützte sich „Home Intelligence“ auf Auswertungen von Telefon- und Postzensur oder auch auf das 1937 gegründete Mass-Observation In-

stitut, das eigene Befragungen durchführte.

Bei allem Streben nach nüchterner und objektiver Darstellung darf indes nicht vergessen werden, dass die in den Berichten gesammelten Informationen mehrfach gefiltert wurden: Die „Weekly Reports“ sind Zusammenfassungen der Wochenergebnisse im Spiegel der britischen Öffentlichkeit auf der Basis der Einschätzungen von Mol-Beamten, die selbst von Standesdünkel und Klassenvorurteilen nicht frei waren. Da die Berichte außerdem die allgemeine Einschätzung der Stimmung zum Ziel hatten, differenzieren sie zumeist nicht: Schichten- oder geschlechterspezifische Unterschiede, aber auch genaue quantitative Angaben - abgesehen von den zitierten Meinungsumfragen - finden sich selten. Dies hat zur Folge, dass in der Auswertung der Quellen ebenfalls generalisierende Bezeichnungen wie „die Mehrheit der Bevölkerung“ verwendet werden müssen.

Die Strategie der Bomberflotte bis 1940

Bereits während des Ersten Weltkrieges begannen die Diskussionen unter britischen Militärs darüber, wie feindliches Kampfpotential durch Bomber zerstört werden könne. Unter Sir Hugh Trenchard, dem Chief of the Air Staff von 1918 bis 1929, entstand die Doktrin für die strategische Luftoffensive im Zweiten Weltkrieg, die sich dann 1942 auch praktisch durchsetzte.

In seiner Doktrin von 1928 nahm Trenchard indirekt eine neue Definition militärischer Ziele vor und verwischte damit die traditionell vorhandene Linie zwischen Kämpfern und Nicht-Kämpfern. Er stellte zwar fest, dass die unterschiedslose Bombardierung von Städten mit dem Zweck, die Zivilbevölkerung zu terrorisieren, nicht legitim sei. Als militärische Ziele definierte er jedoch alle Objekte, die den feindlichen Kampfeswillen aufrechterhielten. Ein ebenso wichtiges Ziel wie die feindlichen Industrieanlagen seien die dort beschäftigten Arbeiter. Diese sollten nicht nur an ihrem Arbeitsplatz, sondern darüber hinaus in ihren Häusern bombardiert werden. Wohnungen hätten außerdem den Vorteil, dass sie nicht durch die Flugabwehr geschützt seien.

Da die Doktrin eine breite Akzeptanz in der britischen Regierung genoss, bemühten sich die Militärstrategen in Großbritannien kaum um die schwierige Differenzierung zwischen zivilen und militärischen Zielen. Auch auf internationaler Ebene wurden keine völkerrechtlichen Bestimmungen zur Regelung des Luftkrieges aufgestellt. Dennoch unternahm die Briten im Jahre 1939 nur Präzisionsangriffe.

Die Wende trat ein durch den Amtsantritt Winston Churchills am 10. Mai 1940, der der Trenchard-Doktrin anhing und glaubte, Flächenbombardements zerstörten die Moral und die Loyalität der Deutschen, die einen Bürgerkrieg begannen. Bei einer Kabinettsitzung am 30. Oktober

1940 informierte Churchill seine Minister, dass auch die Zivilbevölkerung um die Ziele herum getroffen werden müsse. Dieser Beschluss sei jedoch keine Änderung der Bombenpolitik, die Öffentlichkeit müsse also nicht informiert werden. Die Folge dieser Sitzung war der Befehl zum ersten unterschiedslosen Angriff, zur Bombardierung Mannheims am 16. Dezember 1940.

Die Situation der britischen Bevölkerung 1940

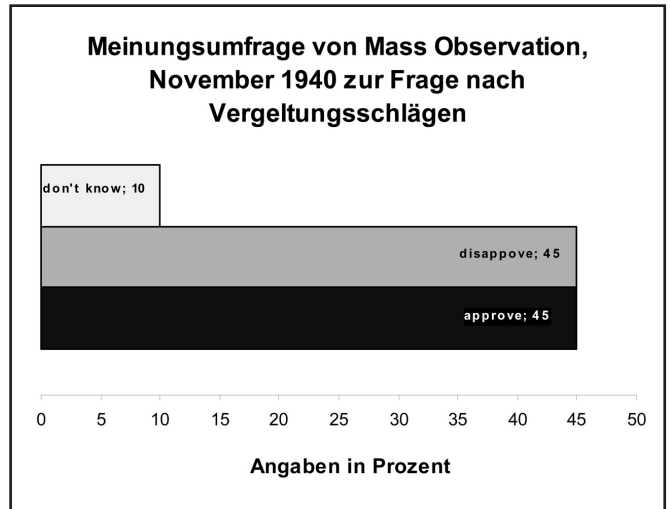
Die Zivilbevölkerung in Großbritannien blieb bis 1940 von der direkten Konfrontation mit dem Krieg weitgehend verschont. Dies änderte sich mit dem so genannten „Blitz“, den Angriffen der deutschen Luftwaffe. Durch die Bombardierung vor allem Londons, das vom 6. September bis 13. November 1940 fast jede Nacht angeflogen wurde, musste sich nun auch die Zivilbevölkerung als Bestandteil des totalen Krieges betrachten.

Aufgrund des „Blitzes“ fragte man sich im Ministry of Information, ob es die Briten nun nach Rache dürste, stellte aber fest, dass zumindest im Gespräch mit den Mitarbeitern des Mol keine Gegenangriffe der Royal Air Force (RAF) gefordert wurden. Rachegefühle gab es dennoch; sie äußerten sich jedoch im Verborgenen, wie die Postzensur feststellte. Dieses Bild einer Haltung gegen Flächenbombardement – zumindest an der Oberfläche – änderte sich durch den Angriff auf

Coventry am 14./15. November 1940. Denn in der Folge dieses Angriffs war die Meinung in der Bevölkerung gespalten, und laut einer Umfrage von „Mass Observation“ sprachen sich 45% für, 45% gegen Vergeltungsschläge aus.¹ Ein wichtiger Grund für diese Polarisierung war die Angst vor möglichen Gegenschlägen der Deutschen. Der Wunsch nach Racheangriffen zeigte sich in stark bombardierten Gebieten gering, in wenig bombardierten Gebieten hingegen stärker. Hinzu kam, dass die entscheidenden Begriffe der Diskussion noch nicht jedem geläufig waren. So verwechselten viele „reprisal“ (Vergeltung) mit der Bombardierung wichtiger Ziele. Auch die Bedeutung von „indiscriminate“ (unterschiedslos) war nicht jedem präsent, viele dachten, es bedeute versehentlich: „The word ‚indiscriminate‘ as applied to bombing is widely misunderstood, some thinking that it means ‚accidental‘.“² Hinweise auf solche begrifflichen Unklarheiten in den Berichten erklären, wie wenig sich eine einheitliche Meinung zu dem Thema bilden konnte, wie unbekannt auch die der Trenchard-Doktrin zugrunde liegenden Gedanken für den Großteil der britischen Gesellschaft noch waren.

Die Strategie der Bomberflotte 1941-1942

Nahm die RAF 1940 auch in Kauf, die deutsche Zivilbevölkerung zu treffen, so hatten dennoch in erster Linie Präzisionsangriffe



stattgefunden. Dies änderte sich jedoch mit der Veröffentlichung des Butt-Reports im August 1941, als man feststellte, dass nicht einmal ein Drittel der Bomber die angepeilten Ziele innerhalb von fünf Meilen getroffen hatte. Bomber Command musste nun die ihm von Trenchard zugedachte Fähigkeit zur Kriegsentscheidung beweisen, auch nicht zuletzt deshalb, weil man im House of Commons die Gewährung größerer Finanzmittel in Frage stellte. Die strategische Wende trat ein mit der „Direktive 22“ vom 14. Februar 1942, mit der die britische Regierung nun auch formal auf die 1928 festgelegte und seit Ende 1940 praktizierte Strategie des Terrorbombenkrieges einschwenkte. Die Bomberflotte wurde angewiesen, sich auf die Schwächung der Moral der feindlichen Zivilbevölkerung und besonders auf die der Industriearbeiter zu konzentrieren.

Begleitet wurde diese Entwicklung durch einen Personalwechsel an entscheidender Position: Seit dem 22. Februar 1942 bekleidete mit Arthur Harris jemand den Posten des Commander-in-Chief Bomber Command, der von der Wirkung unterschiedsloser Bombardements überzeugt und bereit war, diese Strategie radikal anzuwenden. Harris glaubte, die Bomberflotte könne mit der entsprechenden Ausrüstung den Krieg allein gewinnen und eine Invasion in Frankreich überflüssig machen. Dafür sollte das Hauptziel die Moral der Zivilbevölkerung sein, militärische Ziele sollten nur zweite Priorität haben.

Die Situation der britischen Bevölkerung 1941-1942

1941 begann sich im März eine Verschiebung zugunsten der Befürworter von Flächenbombardements abzuzeichnen. Infolge einer relativen Ruhe vor Luftangriffen im Februar verringerte sich die Befürchtung, die Deutschen könnten auf die RAF-Bombardements mit Vergeltungsangriffen reagieren. Entsprechend nivellierten sich die Meinungen in viel und wenig bombardierten Gebieten. Die Luftwaffe steigerte die Intensität der Angriffe wieder im April, um die Vorbereitungen für den Russlandfeldzug zu verschleiern und eine Invasion der britischen Inseln vorzutäuschen. Es folgten Nachtangriffe ohne besonderen Schwerpunkt auf die Küsten- und Industriestädte im gesamten Königreich bis Mitte

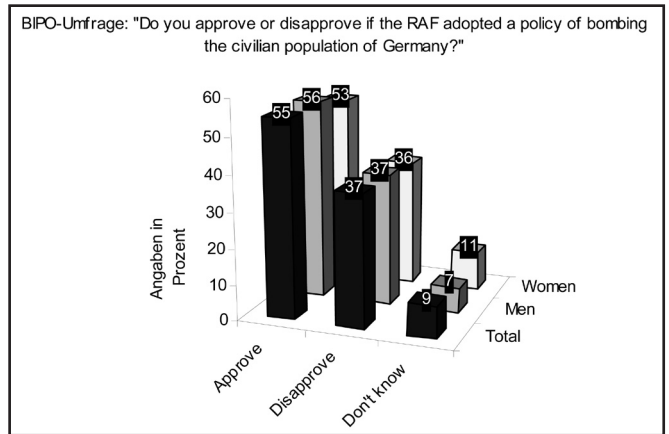
Mai, danach nahmen die Angriffe deutlich ab, weil die meisten Staffeln Mitte des Monats aus dem Westen abgezogen und an die Ostfront verlegt wurden.

Mit dem Ende des „Blitzes“ zeigte sich die weichende Angst vor Gegenschlägen der Luftwaffe noch deutlicher. Darüber hinaus führte die Verlagerung der deutschen Angriffe auf die Küstenstädte und die Industriestädte im Landesinneren dazu, dass mehr Briten davon betroffen waren und sich die gesamte Öffentlichkeit mit der Frage nach Flächenbombardements verstärkt auseinandersetzte. Ein Bericht von Ende März weist daher darauf hin, dass die Einwohner von bombardierten Städten wegen der persönlichen Erfahrung der Bombardements die deutsche Zivilbevölkerung für ein militärisches Ziel hielten. Damit war der Weg zu einer Konsensbildung geebnet, und es befürworteten im April 1941 – noch vor Beginn der großen RAF-Offensive – 55 Prozent die Bombardierung der deutschen Zivilbevölkerung.³

Wie im Jahr zuvor war 1941 die Forderung nach Vergeltung überwiegend von Rachegefühlen bestimmt, wurde nun aber stärker aus dem Kontext eigener Erlebnisse herausgelöst. In einem Bericht von Mitte März 1941 findet sich das Argument, die Deutschen seien nicht stark genug, um den Bombardierungen standzuhalten. Überdies sollten sie am eigenen Leib erfahren, was sie anderen antäten. Für die Gegner der Flächenbombardements lautete das Hauptargu-

ment, dass Großbritannien sich damit auf Hitlers Niveau begeben. Der Kampf für Freiheit, Demokratie und christliche Werte, gegen Faschismus, Nationalsozialismus und Barbarei war - laut BIPO - für 60 Prozent der britischen Bevölkerung insgesamt der Hauptgrund zu kämpfen. Die Gegner griffen dies auf, indem sie argumentierten, unterschiedslose Bombardements seien unchristlich und barbarisch, die Befürworter seien also kaum besser als die Nationalsozialisten.

Die Tendenz, Flächenbombardements als geeignetes Kriegsmittel zu akzeptieren, verstärkte sich, als die Bevölkerung aufgrund einer Reihe militärischer Misserfolge 1942 in eine Phase der Kriegsmüdigkeit glitt. Die Bedrohung Singapurs durch die Japaner seit dem 7. Februar, vor allem aber der Durchbruch der seit Monaten in Brest festsitzenden deutschen Seestreitkräfte, die am 12. Februar 1942 durch den Kanal in die Nordsee vordringen konnten, weckten - laut „Home Intelligence“ - die Befürchtung, dass auf Seiten der Briten im Vergleich zu der vermuteten Effektivität der deutschen Kriegführung nur „hopeless muddle everywhere“⁴⁴ herrsche. „Home Intelligence“ stellte Anfang März Pessimismus und Angst in der Bevölkerung fest, die glaubte, dass der Krieg noch sehr lange dauern werde. Aufgrund solcher Unterlegenheitsgefühle begannen die Briten sogar den zuvor bereits sicher erwarteten Sieg der Alliierten - denn seitdem die Briten mit der Sowjetunion und den USA



starke Verbündete hatte, war die Stimmung in der Bevölkerung zunächst recht gut - wieder in Frage zu stellen: „There is now said to be some realisation that we might lose the war, and that ‚victory does not come automatically, just because we are British.‘“⁴⁵

Die Mutlosigkeit bewirkte, dass immer mehr Briten Bombardierungen der deutschen Zivilbevölkerung forderten. Viele sorgten sich, dass die Bombenstrategie falsch verlaufe, fühlten sich sogar von den Militärs und Politikern getäuscht, da die wiederholten Versprechen einer Bombardierung Deutschlands nicht eingelöst worden seien. Nach der noch sehr frischen Erinnerung an den „Blitz“, nach den Rückschlägen von 1941 und vor allem 1942, sehnte sich die Bevölkerung nach Erfolgsmeldungen. Eine Vereinheitlichung der öffentlichen Meinung zum unterschiedslosen Bombardement trat nun immer deutlicher hervor. Dies zeigte sich besonders an den Reaktionen auf die 1000-Bomber-Angriffe, die

mit großer Begeisterung aufgenommen und zwei Wochen lang intensiv diskutiert wurden. Die Luftwaffe antwortete auf die RAF-Großangriffe mit den so genannten „Baedeker raids“ und bombardierte Städte von ausschließlich kulturellem Wert wie Exeter, Bath, Norwich, Canterbury und York. Dennoch forderte die Mehrheit der britischen Bevölkerung weiterhin eine Verstärkung der Offensive. Wichtigster Grund für die homogenere werdende Stimmung war, dass die Bevölkerung den Bombenkrieg zunehmend in einen militärisch-strategischen Kontext einbettete. Sie hatte seit 1941 wiederholt einen Zusammenbruch der Roten Armee befürchtet. Aus diesem Grund hatte die militärische Unterstützung Russlands durch den Aufbau einer zweiten Front im Westen schon 1941 eine wichtige Rolle im öffentlichen Bewusstsein eingenommen. Mit der Bombardierung Lübecks im März 1942 wurde zum ersten Mal eine gedankliche Verbindung zwischen der gewünschten Hilfe für die Sowjetunion und den Bombenangriffen hergestellt. Der Angriff auf Köln Ende Mai 1942 hatte schließlich eine geradezu flächendeckende Akzeptanz der in der Trennard-Doktrin festgelegten Gedanken zur Folge. Nachdem sich 1941 bereits eine Mehrheit für Flächenbombardements gebildet hatte, begann sich mit dem Start der tatsächlichen RAF-Angriffe im Jahr 1942 ein breiter Konsens in dieser Frage abzuzeichnen, der sich in den folgenden Jahren noch weiter

verstärkte. Insgesamt gab es nur noch wenige kritische Stimmen. Neben der Befriedigung darüber, endlich zurückschlagen zu können, war ein weiterer Grund für die stärkere Einigkeit der wachsende Druck der Bevölkerungsmehrheit auf die Gegner der Bombardements, der seit 1943 dann noch stärker hervortrat.

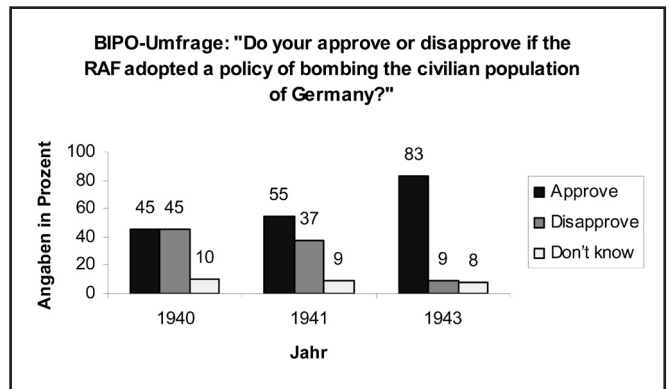
Die Situation der britischen Bevölkerung 1943-1944

Stärker noch als in den Jahren zuvor war das Flächenbombardement 1943 ein im Vergleich zu anderen Kriegsschauplätzen sehr intensiv beachtetes Thema. Immer wieder wird die Begeisterung über die Angriffe deutlich. Insbesondere von der Bombardierung Berlins versprach man sich bereits im Januar 1943, dass sie den Zusammenbruch Deutschlands beschleunigen werde. Als diese dann im November 1943 massiv einsetzte, nahm die Mehrheit der britischen Bevölkerung derartige Nachrichten besonders begeistert auf, da viele in der Reichshauptstadt den Inbegriff des nationalsozialistischen Deutschlands sahen: „Home Intelligence“ berichtet, Berlin werde als Symbol für großes Übel betrachtet und müsse darum ausradiert werden. Zum anderen glaubte man, Berlin habe eine ebenso symbolische Bedeutung für die deutsche Bevölkerung und zerstöre deren Moral, so dass die Bombardierung der Stadt auch aus psychologischen Gründen bereits im Januar gefordert worden war.

Dies macht deutlich, dass die überwiegende Mehrheit der Briten trotz fehlender offizieller Regierungserklärungen nicht nur wusste, dass die deutsche Zivilbevölkerung bombardiert wurde, sondern auch eine Intensivierung der Bombardements wünschte und forderte: „Give ‘em all we’ve got“⁶. Man fragte sich nach dem Feuersturm in Hamburg im Juli 1943, wie lange die deutsche Bevölkerung dem noch standhalten könne. Sympathiebekundungen, die nach anderen Angriffen stattgefunden hatten, blieben nach dem Hamburger Feuersturm aus, denn – so die verbreitete Überzeugung – die Deutschen hätten diese Behandlung verdient. Auch Anfang August wurde noch häufig über die Bombardierung Hamburgs gesprochen. Viele nahmen an, dass es deshalb so schwer angegriffen worden sei, weil hier – tatsächlich war es in Kiel – im letzten Krieg die Revolution begonnen habe. Durch die Bombardierungen sollten die Hamburger also, so die Vermutung, wieder zum Aufruhr gebracht werden. Der Eindruck, den jene Angriffe gemacht hatten, war so stark, dass fortan ein „Hamburging“ Berlins gefordert wurde.

Die Beispiele zeigen, dass nun ein breiter Konsens zum Thema Flächenbombardement vorhanden war. Dies bestätigt auch eine Umfrage, die das British Institute of Public Opinion im Juli 1943 durchführte.⁷

Im Vergleich zum Jahre 1941 war die Zahl der Befürworter 1943 um 28% angestiegen, während die der Gegner in gleichem Maße ge-



fallen und damit zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war. Nur selten findet sich in den wöchentlichen Berichten der Hinweis, eine kleine Minderheit hege die Hoffnung, die RAF bombardiere nur militärische Ziele. Rund die Hälfte der Befragten war von der Offensive begeistert. Bei 17% kam – laut BIPO – das Argument zum Tragen, dass Großbritannien zuerst bombardiert worden sei, die RAF also nur zurückschlage. 19% der Briten hatten zwar moralische Bedenken gegen Flächenbombardements, waren aber von seiner militärischen Notwendigkeit überzeugt. Sie bejahten das Flächenbombardement zur Vermeidung von Opfern unter den Alliierten und zur Verkürzung des Krieges durch die Schwächung der deutschen Moral. Bis zur Eröffnung einer zweiten Front im Westen und zur Vorbereitung dieser seien die Angriffe notwendig. Hinzu kam immer noch die Angst, die Kriegssituation könne sich erneut verschlechtern, und dann sei die Kräfteverteilung wieder umgekehrt.

Jetzt erlitten die Deutschen genau das, was die Briten erlebt und was sie abermals zu überstehen hätten, wenn sie die Überlegenheit verlören. Nur 3% - oft Frauen aus Industriegebieten, die die deutschen Angriffe noch gut in Erinnerung hatten - brachten der deutschen Zivilbevölkerung Mitleid entgegen, akzeptierten die Opfer aber dennoch. In der allgemeinen Begeisterung wagten nur wenige, ihre Bedenken über die Angriffe, die sie militärisch zudem für notwendig hielten, im Gespräch mit dem Zeitungsverkäufer oder Arzt öffentlich zu äußern. Höchstens in Briefen sprachen einige ihre Vorbehalte gegenüber der RAF-Strategie offener aus, wie die Postzensur feststellte.

Damit hatte sich das Bild im Verlauf der Jahre 1940 bis 1943 beträchtlich gewandelt: Während bis November 1940 viele nicht offen Vergeltung forderten, herrschte jetzt breite Zustimmung, oder es wagte kaum jemand mehr, gegen Flächenbombardements zu protestieren. Die dennoch existenten moralischen Bedenken versuchten viele zu verdrängen, indem sie die Berichterstattung der Medien verurteilten. Dies wird beispielsweise deutlich an Reaktionen auf einen Wochenschaubericht über die Situation Hamburgs nach den Luftangriffen, für die - laut „Home Intelligence“ - folgende Aussage typisch sei: „Wir befürworten und schätzen die Zerstörung Hamburgs, aber erinnert uns um Gottes willen nicht daran, was wir tun.“⁸ Nur durch Verdrängung

konnte man der Frage nach der eigenen Verantwortung aus dem Wege gehen. Solange die Briten die Angriffe aber als notwendig betrachteten, konnten sie noch zugeben, dass die deutsche Zivilbevölkerung bombardiert wurde. Es deutete sich allerdings hier bereits die Tabuisierung des Themas an, die charakteristisch für die Nachkriegsjahre wurde.

Insgesamt gab es eine breite Zustimmung zu der Bomberoffensive, und Protestgruppen hatten kaum eine Chance, Gehör zu finden. Gegenstimmen wurden ignoriert oder verdammt als die von Verrätern, und „Home Intelligence“ berichtet, die Mehrheit reagiere immer ungehaltener auf die wenigen, die die britischen Bombardements als inhuman verurteilten. Gerade weil es in einigen Teilen immer noch verdeckt moralische Bedenken gegen die Bombenstrategie gab, musste die Gesellschaft auf solche Stimmen, die den Konsens gefährdeten, durch tatsächlichen oder angedrohten Ausschluss aus der Gesellschaft Druck ausüben. Die Mehrheit glaubte, einen Konsens erzwingen zu müssen, da das Überleben der gesamten Gesellschaft davon abhing, dass der Kampfeswille gegen die Deutschen aufrechterhalten wurde.

Für diejenigen, die sich gegen die Majoritätsmeinung stellten, konnte ihre Position daher erhebliche negative Folgen haben, die - wie sich schon 1942 angedeutet hatte - in den Jahren 1943/44 bis hin zu Forderungen nach Internierung oder Berufsverbot reichten. Die Mehrheit

der Gegner kam überwiegend aus politisch unbedeutenden pazifistischen Gruppen oder der Anglikanischen Kirche, und auch deren Kritik wurde als höchst unwillkommen und als „Geschenk“ für die deutsche Propaganda gesehen. Als der Bischof von Gloucester einen kritischen Brief in der Zeitung seiner Diözese veröffentlichte, wurde in der Bevölkerung gefordert, er solle abdanken, wenn er nicht aufhören könne, bei seinen Mitmenschen für Aufregung und Verstimmung zu sorgen, denn diese Äußerungen sollten in Kriegszeiten nicht gedruckt werden.⁹ Auch die gegen das Flächenbombardement gerichtete Rede des Bischofs von Chichester, George Bell, die er am 9. Februar 1944 im Oberhaus hielt, wurde – laut „Home Intelligence“ – von der Bevölkerung regelrecht verdammt. Sein Nachlass enthält jedoch auch eine Vielzahl von Briefen, in denen die Menschen ihre Zustimmung und Freude über seine Rede ausdrücken.¹⁰

1944 ebnete die Diskussion um das Flächenbombardement langsam ab. Bis Mitte des Jahres blieb die Haltung der Öffentlichkeit im Vergleich zum Vorjahr konstant, dann änderte sich die Lage mit der alliierten Landung in der Normandie am 6. Juni 1944.

Hier nun setzte die Tabuisierung ein, die Version, man habe nichts von der Bombardierung der Zivilbevölkerung gewusst – eine Meinung, die sich bis weit in die Nachkriegszeit, zum Teil bis heute in Großbritannien wieder findet.

Zunächst verdrängte die Invasion die Gespräche über die Bombenoffensive vollständig. Die britische Bevölkerung war vor allem erleichtert, dass die lang erwartete Westoffensive nun endlich begann. Mit dem Einsatz der deutschen V-Waffen seit Mitte Juni begann aber erneut die Diskussion über Vergeltungsschläge gegen die deutsche Bevölkerung. Es gab Überlegungen, ob man mit chemischen Waffen zurückschlagen sollte, doch die Mehrheit wies solche Vorschläge als zu inhuman zurück. Als habe es alle Forderungen und Überlegungen der vergangenen Jahre nicht gegeben, kehrte die Diskussion wieder an ihren Ausgangspunkt zurück. Allerdings sprach man jetzt über den Einsatz von Gas anstelle von Flächenbombardements und tauschte die gleichen Argumente wie 1941 aus. Nun wurde erneut argumentiert, dass man sich bei der Anwendung von Gas auf Hitlers Niveau begeben müsse. Da durch die Eröffnung der zweiten Front im Westen die wichtigste militärische Begründung fehlte, konnten diejenigen mit moralischen Bedenken die Notwendigkeit der Bombardements nicht mehr überzeugend begründen. Daher begann man nun zu verneinen, dass überhaupt jemals Angriffe auf die deutsche Zivilbevölkerung als wünschenswert erachtet worden waren. Viele leugneten sogar, dass Flächenbombardements jemals stattgefunden hätten. Schließlich habe die RAF nur militärische Ziele bombardiert. Dabei zeigte sich diese Haltung 1944 noch nicht besonders häu-

fig, denn bis Dezember äußerte sich überwiegend Befriedigung über die Zerstörung der deutschen Städte und Erstaunen, dass die Deutschen dies aushielten. Aber die vor allem für die Nachkriegszeit charakteristische Tabuisierung deutete sich bereits an. Begünstigt wurde dieser Prozess durch die camouflierende Öffentlichkeitsarbeit der Regierung, die immer betont hatte, die RAF unternehme nur Präzisionsflüge, und ihre Angriffe richteten sich nicht gegen die Zivilbevölkerung.

So macht die Auswertung der wöchentlichen Berichte aus dem Informationsministerium sichtbar, wie eine zunächst kontrovers geführte Debatte allmählich in jenen Konsens einmündete, der notwendig war oder doch notwendig zu sein schien, um die Handlungsfähigkeit der Gesellschaft in der prekären Situation eines Krieges zu gewährleisten: ein Konsens, der sich auch dann noch bewährte, als gegen Ende des Jahres 1944 kollektiv die Tabuisierung des Themas einsetzte. Im Rückgriff auf die regierungsamtliche Position, wonach Präzisionsangriffe, nicht aber Bombardements der deutschen Zivilbevölkerung stattgefunden hätten, konkretisierte und rechtfertigte sich eine Haltung, in der stets – zum Teil bis heute – auch Verdrängungsbedürfnisse und Erinnerungsblockaden mitschwangen.

Anmerkungen:

- 1 H.I. Weekly Report, 25.11.-04.12.1940, PRO, INF I/292; Grafik erstellt von der Autorin.
- 2 Ebd.
- 3 BIPO-Umfrage vom 24.04.1941, in: H.I. Weekly Report, 28.05.-04.06.1941, PRO, INF I/292; Grafik erstellt von der Autorin.
- 4 H.I. Weekly Report, 23.02.-02.03.1942, PRO, INF I/292.
- 5 Ebd.
- 6 H.I. Weekly Report, 24.-31.08.1943, PRO, INF I/292.
- 7 H.I. Weekly Report, 25.11.-4.12.1940; 28.05.-04.06.1941; 04.-11.01.1944, Appendix, PRO, INF I/292; Grafik erstellt von der Autorin.
- 8 H.I. Weekly Report, 10.-17.08.1943, PRO, INF I/292; deutsche Übersetzung durch die Autorin.
- 9 H.I. Weekly Report, 07.-14.12.1943, PRO, INF I/292.
- 10 Bell Papers, Lambeth Palace Library London, vol. 70.

Die Autorin:

Jahrgang 1971; Studium der Germanistik, Geschichte, Erziehungswissenschaft und Politologie in Göttingen, Berlin (FU) und Großbritannien (University of Essex) mit den Abschlüssen Master of Arts und erstes Staatsexamen. Nach Tätigkeiten in der Marktforschung bei der HypoVereinsbank (München), als Referendarin (Brandenburg) und als Junior Beraterin bei einer Unternehmensberatung (München) seit 2002 Studienrätin im Bayerischen Schuldienst.

Veröffentlichungen (Auswahl):

Der RAF-Bombenkrieg gegen Deutschland im Meinungsbild der britischen Öffentlichkeit 1940-44, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 59 (2000), S. 323-341.

Rezension von Mark Connelly, Reaching for the Stars. A New History of Bomber Command in World War II, London/New York 2001, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 60 (2001), S. 567-568.

Sir Charles Webster/Noble Frankland, The Strategic Air Offensive against Germany 1939-1945, Bd. 1-4, London 1961.

Literatur zum Thema (Auswahl):

Michael Balfour, Propaganda in 1939-1945. Organisations, Policies and Publics in Britain and Germany, London 1979.

Horst Boog (Hg.), Luftkriegführung im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Bonn 1993.

Ders., Das Ende des Bombenkrieges. Ein militärgeschichtlicher Rückblick, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 18/19 (1995), S. 10-21.

Ian McLaine, Ministry of Morale. Home Front and the Ministry of Information in World War II, London 1979.

Lothar Kettenacker (Hg.), Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-45, Berlin 2003.

Charles Messenger, 'Bomber' Harris and the Strategic Bombing Offensive, 1939-1945, London 1984.

Helmut Schnatz

Die Zerstörung der deutschen Städte und die Opfer

Der Krieg aus der Luft 1940 bis 1945 gegen das Hinterland des Feindes, seine Bevölkerung und Bevölkerungszentren brachte für das Gebiet des Deutschen Reiches den Untergang eines in Jahrhunderten gewachsenen Kulturraumes. Er zerstörte das Bild der meisten deutschen Groß-, vieler Mittel- und selbst Kleinstädte für immer. Nur mühsam gelang es nach dem Zweiten Weltkrieg, ihre äußere Identität, ihre Skyline, zurückzugewinnen. Manchen, so auch Frankfurt gelang dies überhaupt nicht mehr.

Für die Gesamtheit der deutschen Städte eine pauschale Aussage zu machen, würde den hier gesetzten Rahmen sprengen. Was Einzeldarstellungen betrifft, so möchte ich auf den verdienstvollen Literaturüberblick von Winfried Mönch, Städtezerstörung und Wiederaufbau in Die alte Stadt 3/2003 verweisen.¹

Die Quellenlage ist allgemein schwierig, Krieg und Nachkriegszeit haben vieles an Dokumenten vernichtet. Wohin man sich wendet, macht man immer wieder die Erfahrung, dass die schriftliche Überlieferung in vielen Stadtarchiven lückenhaft ist. Das betrifft insbesondere den deutschen Westen, aber selbst im ehemaligen Reichsinnern stößt man bei Anfragen ins Leere. Es ist da-

her ziemlich mühsam, aus den Trümmern der deutschen Überlieferungen und den alliierten Dokumenten ein einigermaßen übersichtliches Gesamtbild der Zerstörung der deutschen Städte zu zeichnen.

Sowohl die Zahlen der von den Alliierten abgeworfenen Bombentonnage als auch die Opferzahlen der deutschen Seite sind nicht exakt. Auf allen Seiten stellt sich heraus, dass für gleiche Sachverhalte verschiedene Zahlen genannt werden. Das beginnt auf alliierter Seite damit, dass in den Einsatzberichten für gleiche Einsätze unterschiedliche Mengen genannt werden, es setzt sich damit fort, dass in vielen deutschen Städten keine genauen Opferzahlen bekannt sind.

Bezeichnenderweise enthält das Kriegstagebuch des Bomber Command, das Martin Middlebrook zusammengestellt hat, keine Abwurf tonnagen für die einzelnen Angriffe,² wie das bei Freemans War Diary für die 8. US-Air Force³ oder in meiner eigenen Aufstellung zur 9. US-Air Force der Fall ist.⁴ Der Grund scheint mir darin zu liegen, dass er wahrscheinlich die sogenannte Hariskartei nicht zur Verfügung hatte⁵ oder ihm die Ermittlung der Tonnagen aus den so genannten Bomber Command Summaries

of Operations bei über tausend Nummern zu mühsam war.⁶ Das setzt sich auf deutscher Seite damit fort, dass die Opferstatistik des Statistischen Reichsamtes nach amerikanischer Einschätzung um 25% zu niedrig ist und außerdem die Aufstellung mit dem Januar 1945 endet.⁷

Das Statistische Bundesamt wiederum hat seine Nachkriegsrechnungen auf die Luftlagemeldungen des Chefs der Ordnungspolizei gestützt, bei denen man aber (vor allem in dem letzten halben Jahr des Krieges) damit rechnen muss, dass die Meldungen von Toten oft nur vorläufig waren und nicht in Nachmeldungen korrigiert wurden. Oder sie unterblieben ganz.

So erlitt meine Heimatstadt Koblenz am 6. November 1944 einen vernichtenden Brandangriff durch das Bomber Command der Royal Air Force (RAF). Eine Nachmeldung hierzu vom 2. Januar 1945 gab 60 Tote an, tatsächlich waren es 100.⁸ Für Swinemünde, angegriffen am 13. März 1945, wurden unmittelbar darauf 1500 Tote durchgegeben, in der Nachmeldung vom 24. März immer noch 1500, wobei nicht klar zu sein scheint, ob zusammen 3000 gemeint sind.⁹

Die meisten, weil systematischen Zerstörungen in den Städten gingen auf das Konto des Bomber Command der RAF. In geringem Maß sind die anderen Luftflotten beteiligt.

Das Bomber Command der RAF hat insgesamt 657.668 Tonnen (668.190,7 To metrisch) auf Deutschland abgeworfen,¹⁰

I. Alliierte Luftflotten, abgeworfene Tonnagen und Strategien

Insgesamt griffen Bomberverbände sechs westallierter Luftflotten Ziele auf deutschem Boden an:

1. Bomber Command der RAF mit der 1., 3., 4., 5., 6. und 8. PFF Group,
2. 8. US-Air Force mit drei Bombardment bzw. Air Divisions,
3. 15. US-Air Force mit fünf Bombardment Wings,
4. 9. US-Air Force mit einer Bombardment Division,
5. 1. Tactical Air Force (Provisional) mit je einem US- und einem französischen Bombardment Wing,
6. 2. Tactical Air Force mit 2. Group.

196.828,2 To (metr.) mehr als die 8. US-Air Force.¹¹ Allerdings hatte die RAF einen zeitlichen Vorsprung von rund vier Jahren, in dem sie alleine Ziele in Deutschland bombardierte.

1944 und 1945 warf das Bomber Command 454.020 To, (461.284,3 Tonnen metr.) ab¹², im gleichen Zeitraum die 8. US-Air Force 465.359,6 To (421.615,8 To metr.).¹³ Für die 8. US-Air Force weist der nach dem Krieg erstellte „Eighth Air Force Target Summary of all Bomber Attacks“ 422 deutsche Orte auf, in denen diese Air Force Ziele bombardiert hat. Hinzu kommen noch eine ungenannte Anzahl von Gelegenheitszielen mit individuellen kleineren Bombenmengen.¹⁴

Die 9. US-Air Force war die dritte Luftflotte, die stark in die Bombardierung von Zielen auf deutschem Boden involviert war. Ihre Aufgabenstellung war taktischer Natur, indem sie in erster Linie die kämpfenden Bodentruppen im Front- und frontnahen Raum mit Bombenangriffen unterstützte.

Die übrigen, in der Aufstellung genannten Air Forces kommen dagegen weniger in Betracht und können hier vernachlässigt werden.

Als der Krieg zu Ende war, lagen alle deutschen Großstädte und viele Mittel- und Kleinstädte in Trümmern. Die Zerstörung in der Fläche kann man wohl getrost mit derjenigen des 30-jährigen Krieges vergleichen. Im Rheinland war dazu die gesamte Infrastruktur zerschlagen, Eisenbahnverkehr, Telefonnetz, Straßen, die Strom- Wasser und Gasversorgung mussten in wochen- und monatelanger Arbeit erst wieder in Gang gebracht werden.

Grundsätzlich sind zwei Strategien zu unterscheiden. Mit der britischen verbindet sich in aller Regel die des nächtlichen Flächenbombardements auf die Wohnviertel der deutschen Städte. Sie war im Grunde ein Paradoxon: einerseits war sie theoretisch und technisch von langer Hand vorbereitet, andererseits eine aktuelle Aushilfe, weil sich die Vorkriegsannahme, Bomber kämen immer durch und könnten ihre Aufträge bei Tage gegen feindliche Industrie und Infrastruktur durchführen, bei Kriegsbeginn als fataler Irrtum erwies.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass das umfangreiche Intelligence-Material über die Ziele in der deutschen Kriegswirtschaft und in dem Verkehrssystem vom britischen Air Ministry in den mittleren Kriegsjahren erstellt worden ist.¹⁵ Es hat also auf britischer Seite durchaus Bemühungen gegeben, die

deutsche Wehrwirtschaft aus der Luft zu zerschlagen. Die Schwierigkeiten, die sich dabei ergaben und der geringe Erfolg, den die Engländer 1941 erkannten, führte sie dann schon früh dazu, lieber flächenmäßig ausgedehnte Ziele anzugreifen, und das waren dann die Wohnviertel der Stadtgebiete. An Stelle der RAF nützten dann die US Air Forces (USAAF) das Material aus.

Die britische Luftwaffenführung (Luftmarschall Charles Portal) machte sich Ende 1942, nachdem man erste Erfahrungen mit Flächenbombardements vor allem in Lübeck, Rostock und Köln gesammelt hatte, Gedanken über die Steigerung des Luftkrieges, an dessen Ende eine Bodeninvasion nur noch in Form einer Polizeiaktion stehen sollte.

Nach seiner Hochrechnung kalkuliert er je nach Leistung der Bomben 740.000 bis 1.110.000 Todesopfer unter der deutschen Bevölkerung ein.¹⁶ Offenbar ist ein Kalkül mit solchen Größenordnungen ein klarer Hinweis darauf, dass es dabei nicht nur darum ging, enorme materielle Schäden zu verursachen, sondern auch Massentötungen von Nichtkombattanten zu verursachen, zumindest aber (billigend?) in Kauf zu nehmen. Hier scheint die Douhetsche (und Trenchardsche) Idee durch, lieber die feindliche Zivilbevölkerung in den Städten als die Blüte der eigenen Jugend in den Schützengräben zu opfern. Diese Rechnung beinhaltet aber nur die Todesfälle, die von der britischen Luftwaffe bewirkt worden wären. Hinzugekommen

wären dann auch die durch amerikanische Luftangriffe herbeigeführten. Das hätte dann bis zu 1.200.000 Luftkriegstote bedeuten können.

Da es in der Vorkriegszeit nicht gelungen war, internationale Abkommen zum Schutz der Zivilbevölkerung vor gezielter Bombardierung aus der Luft abzuschließen, konnte die britische Luftwaffenführung hier eine völkerrechtliche Grauzone ausnutzen. Hinzu kam die Sturheit des Oberkommandierenden des Bomber Command, Luftmarschall Arthur Harris, der eisern an der Idee festhielt, er könne Deutschland durch die Zerstörung der Städte aus dem Krieg bombardieren und den Bodentruppen verlustreiche Kämpfe ersparen.

Die Amerikaner wurden wiederholt von hohen britischen Luftwaffenoffizieren gedrängt, sich an ihrer Art Luftkriegsführung zu beteiligen, haben es aber immer abgelehnt, das zu tun – auch wenn es amerikanische Luftwaffenoffiziere gab, die von entsprechenden Überlegungen nicht ganz frei waren. In einzelnen Fällen hat auch die US-Luftwaffe Stadtzentren angegriffen, so zum Beispiel in Dresden am 14. Februar 1945. Dies änderte indes nichts daran, dass der Schwerpunkt ihres Engagement eindeutig auf Präzisionsbombardements gegen kriegswirtschaftliche und militärische Ziele lag.

Die Priorität der RAF lag nach Februar 1942 auf der Bombardierung der deutschen Städte, womit die Moral der Zivilbevölkerung zum Hauptziel avancierte.

Die Höhepunkte dieser Strategie waren die Angriffe auf Hamburg im Juli 1943 mit dem Resultat von rund 41.000 Toten, Dresden am 13. und 14. Februar 1945 mit ca. 35.000 und Pforzheim am 23. Februar 1945 mit 17.000 Toten, einem Drittel der Bevölkerung.

Zu einem Furioso steigerte sich die Strategie der Städtebombardierungen schließlich im Herbst und Winter 1944/45. Da zu diesem Zeitpunkt die meisten deutschen Großstädte schon in Trümmern lagen und auch das Ruhrgebiet verkehrsmäßig vom Reich abgeschnitten war, begann Harris eine Offensive gegen Mittelstädte – hauptsächlich in West- und Südwestdeutschland, mit der Zerstörung u.a. von Kaiserslautern, Darmstadt, Koblenz, Trier, Heilbronn, Freiburg, Ulm, Dresden, Pforzheim, Würzburg, schließlich auch in Norddeutschland Nordhausen und Potsdam. Noch 1945 betrug der Anteil der Städtebombardierungen an den Gesamtabwürfen des Bomber Command 30,65%. Dennoch ist festzuhalten, dass ein erheblicher Anteil der Zerstörungen in den deutschen Städte auch auf das Konto der US-Luftwaffe ging. Das hatte mehrere Gründe:

1. Die US-Luftwaffe entwickelte und erprobte ihre Doktrin vom Präzisionsbombardement in den USA. Als die ersten Einsätze geflogen wurden, erlebten die USAAF eine Überraschung nach der anderen. In Europa waren nämlich die Wetterverhältnisse vollkommen anders als in Amerika, und die Bomber trafen häufig über den Zielen geschlossene

Wolkenbedeckungen oder doch sehr schlechte Sichtverhältnisse an, die ein genaueres Zielen ausschlossen. Daher wurden ab Frühjahr 1943 in der RAF und den USAAF Radargeräte H2S bzw. H2X eingeführt, die den Boden abtasteten und nach denen bombardiert wurde. Aber: diese Art der Bombardierung war wegen der noch geringen Auflösung der Radarbilder ungenau. Eine Kommission des United States Strategic Bombing Survey stellte 1947 fest, das H2X-Gerät sei in Wirklichkeit ein Navigations-, kein Zielgerät gewesen. So seien bei einer Wolkenbedeckung von 10/10 im Umkreis von 1.000 feet (330 Meter) vom Zielpunkt nur 0,2%, ½ Meile (800 Meter) nur 1,2%, eine Meile (1,6 Km) nur 5,6%, drei Meilen (4,8 Km) aber 39,8% und fünf Meilen (8 Km) 58,5% der abgeworfenen Bombenlasten gefallen.¹⁷ General Carl A. Spaatz, der Oberkommandierende der US-Luftstreitkräfte in Europa, stand damit vor dem Dilemma, seine Bomber nur an Schönwettertagen fliegen zu lassen, um genau nach Sicht bombardieren zu können, aber dann hätte er seine Luftstreitkräfte an sehr vielen Tagen im Monat untätig am Boden stehen lassen müssen. Oder er setzte seine Bomber auch bei schlechtem Wetter ein, um wenigstens überhaupt etwas zu treffen und die deutsche Jagdabwehr in Atem zu halten und in Luftkämpfen mit dem Begleitschutz zu zerreiben. Dabei musste in Kauf genommen werden, dass Bombenteppiche die besiedelten Stadtgebiete

trafen, die in der unmittelbaren Umgebung von Industrie- und Verkehrszielen lagen.

Spaatz entschied sich für das letztere und gleichzeitig dafür, der deutschen Zivilbevölkerung nicht die Rücksicht zukommen zu lassen, die die alliierten Bomber über den besetzten Westgebieten wenigstens gegenüber Franzosen, Belgiern und Niederländern zu üben versuchten.¹⁸ Das betraf in den meisten Fällen Angriffe auf Verschiebebahnhöfe, die in der Regel in oder doch nahe bei den Stadtzentren lagen. Angriffe auf sie entwickelten sich ab Herbst 1944 de facto zu Flächenangriffen auch auf die anliegenden Stadtgebiete, zumal im Herbst 1944 über den Zielen fast ständig eine geschlossene Wolkendecke lag, die zu Blindbombardierungen zwang.

So fielen zum Beispiel in Köln bei der Serie der Oktoberangriffe auf die angegriffenen Verschiebebahnhöfe im Durchschnitt nur 0,6%, auf das umliegende Stadtgebiet dagegen 46% der Bombenlasten.¹⁹

Ein anderes Beispiel: als am 28. Dezember 1944, während der Ardennenoffensive die 3. und auch Teile der 1. Bombardment Division der 8. Air Force aus Wettergründen ihre Ziele in der Eifel nicht bombardieren konnten, flogen alle eingesetzten Einheiten nach Koblenz und luden dort 43 Minuten lang über der geschlossenen Wolkendecke nach Radar insgesamt 44 Bombenteppiche ab, die das gesamte Stadtgebiet und sogar noch Nachbarorte trafen.²⁰ Solche Art von Angrif-

fen waren im Herbst und Winter 1944/45 überaus häufig.

Ein Sonderfall ist Bruchsal, das am 1. März 1945 mit der relativ geringen Menge von 202,5 Tonnen (metr.) Sprengbomben und 101,9 To (metr.) Brandbomben angegriffen wurde, in der Fläche niederbrannte und wobei ca. 1000 Personen umkamen. In der Stadt war das Reichsbahngelände bombardiert und auch von den Sprengbomben optimal getroffen worden, aber die leichten, ballistisch instabilen Stabbrandbomben verteilten sich, begünstigt von einem leichten Westwind, gleichmäßig über die gut brennbare, engbebaute östlich anschließende Altstadt und lösten hier einen Flächenbrand aus. Hubert Bläsi, der den Angriff beschrieben hat,²¹ sieht den Grund für die hohe Totenzahl in dem Umstand, dass der Bevölkerung nicht die Lehren aus Pforzheim mitgeteilt worden waren, die Keller nach einem Angriff schnell zu verlassen. Die Art einer Reihe von Leichenfunden in den Kellern, so Bläsi im Gespräch, deute darauf hin, dass es Kämpfe an den Kellereingängen mit Luftschutzwarten gegeben habe, die offenbar die Menschen daran gehindert hatten, aus den Kellern zu klettern. Ähnliches könnte in Halberstadt abgelaufen sein, wo ebenfalls eine für amerikanische Angriffe ungewöhnlich hohe Zahl von Toten beklagt wird.

2. Die Radargeräte waren extrem störanfällig, in den Gefechtsberichten werden immer wieder Ausfälle genannt. In dem erwähnten Untersuchungsbericht zu den

Oktoberangriffen auf Köln wurde ermittelt, dass bei 32,5% der Fälle die H2X-Geräte ausfielen, was dazu führte, dass nach Rauchsignalen voranfliegender Gruppen oder auf andere Ziele auf dem Rückflug abgeworfen wurde, was zu sehr ungenauem Bombardieren führte. Zu diesen Kategorien von Störfaktoren beim Bombenwurf gehören dann auch Bedienungsfehler an den Zielgeräten, die zu verfrühtem oder zu verspätetem Abwerfen führten.

Das im Sommer 1944 zuerst beim Bomber Command, dann auch bei den Amerikanern eingeführte GH-System, wie auch das daraus abgeleitete Micro-H war ein wesentlicher Fortschritt und führte daher zu genauerem Bombardieren. Trotzdem verhinderte es nicht, dass sich in der Praxis US-Angriffe immer mehr den Flächenangriffen der RAF annäherten.

3. Parallel zu der schwächer werdenden deutschen Jagdabwehr verstärkte sich die Massierung und Wirkung der Flakabwehr. Das hatte zur Folge, dass die Bomberkräfte höher und mit größeren Abständen fliegen mussten. Dies war nicht gerade förderlich für die Treffgenauigkeit.

4. Ab Sommer 1944, besonders aber im Winter und Frühjahr 1945, hatten die amerikanischen Streitkräfte einen enormen Zulauf an Menschen und Material. Das musste natürlich auch eingesetzt und verbraucht werden. Das Ergebnis waren, vor allem in den letzten Monaten des Krieges, überproportionale Kräfteansätze bei den jeweiligen Angriffen.

5. In der bis jetzt wenig untersuchten und bekannten Phase am Ende des Bombenkrieges legte die 8. US-Air Force (und auch die 9.!) gewissermaßen eine Feuerwalze vor ihre vorrückenden Bodentruppen und griff vorrangig Verkehrsziele, also vor allem Verschiebebahnhöfe mit verheerender Wirkung an. Zu den Angriffen dieser Art gehören etwa die Angriffe auf Halberstadt, Paderborn, Bruchsal, Chemnitz, Cottbus, Dresden, Donauwörth.

6. Vielfach mag auch Unerfahrenheit und Mangel an Ausbildung dazu beigetragen haben, dass Bombenabwürfe weit neben den Zielen lagen. So konnten navigatorische Fehler oder Fehlidentifizierungen dazu führen, dass beispielsweise Bomben, die für Koblenz bestimmt waren, in Bonn, oder Bomben, die Frankfurt galten, in Schwalbach niedergingen. Ab September 1944 beteiligte sich auch die 9. (taktische) US-Air Force an diesen Bombardierungen, zunächst im Rheinland, später bis vor die Tore von Berlin und Plauen.²² Ihre Zielangabe war dabei, was Städte und Ortschaften betrifft, meistens „Communication Centers“. Hierunter sind Straßenknotenpunkte zu verstehen, die in oder unmittelbar hinter den Kampflinien lagen und zerstört wurden, um mit Häusertrümmern die Durchgangsstraßen für Nachschublieferungen zu blockieren. Da dies meist kleinere Orte mit wenig Schutzeinrichtungen waren, gab es bei diesen Angriffen entsprechend hohe Zahlen an Todesopfern. Beispiele sind die kleinen Städte im Westerwald

wie Altenkirchen, Dierdorf, Rennerod, Westerburg, Hachenburg, Siershahn, Weyerbusch, Bad Marienberg, Nassau an der Lahn und andere.

Ab dem 10. März 1945 beginnt die Phase, in der die amerikanischen Einsätze die amerikanischen Kriegsanstrengungen nicht mehr wesentlich voranbrachten, weil die Wehrmacht sich ohnehin schon in fortschreitender Auflösung befand und der Widerstand am Boden zunehmend sporadischer wurde.

Übrigens taten sich die Alliierten mit diesen Angriffen keinen Gefallen, weil sie sich mit dieser Taktik selbst mehr die Vormarschwege blockierten, als dass sie die Wehrmacht in ihrer Kampfführung behinderten. Außerdem war es auch politisch unklug, denn die Zerstörung von Verkehrswegen und noch vorhandenen Vorratslagern (Benzin!) zu diesem späten Zeitpunkt musste die Versorgungsprobleme für die zukünftige alliierte Militärregierung nur unnötig vermehren. Außerdem wurden durch diese Angriffe unnötig schwere Personenverluste in der Zivilbevölkerung verursacht.

Ein Beispiel hierfür ist die kleine Stadt Nassau an der Lahn. Sie wurde am 19. März 1945 völlig unnötig zu 78 % zerstört, es gab 86 Tote, davon 57 in einem einzigen Keller. Dennoch war bei dieser Art von Angriffen wohl nicht an einen Krieg gegen die Zivilbevölkerung gedacht, denn sonst hätten die alliierten Luftstreitkräfte solche Angriffe nicht gegen Städte auf verbündetem Territorium fliegen dürfen.

Es waren dagegen die Brandangriffe, die als die großen Feuerfallen die enormen Verlustzahlen unter der Zivilbevölkerung verursachten. Die Verluste durch die amerikanischen Angriffe in Europa (nicht in Japan!) lagen in der Regel wesentlich niedriger. Das hängt mit der aufgelockerten Struktur der Einschlagstellen von Sprengbombenteppichen zusammen, während sich meist die Bevölkerung über viele kleine Luftschutzkeller verteilt. Verluste bei US-Angriffen waren in den meisten Fällen dann hoch, wenn große Schutzräume getroffen oder verschüttet wurden.

So verursachte am 25. September 1944 ein Volltreffer in den Weinkeller der Casinogesellschaft in Koblenz, der als Öffentlicher Luftschutzraum benutzt wurde, auf einen Schlag mit 43 fast die Hälfte aller Toten dieses Bombardements.²³ In Fulda wurde ein 400 Meter langer unterirdischer Durchlass des Krätzbachs unter dem Bahngelände mindestens 700 Menschen zum Verhängnis, als beide Eingänge durch Treffer verschüttet wurden und die meisten Insassen erstickten, bevor Rettung kam.²⁴

Es stellt sich die Frage, ob der amerikanischen Luftkriegsführung - hier also der 9. und 8. US-Air Force - in der Schlussphase des Krieges überhaupt noch ein schlüssiges Konzept zugrunde lag. Es gibt gute Gründe, dies zu bezweifeln. Es ist auch nicht ganz auszuschließen, dass die Luftangriffe in den letzten Wochen vor der deutschen Kapitulation den Charakter von Entsorgungsmaß-

nahmen für die großen Mengen an Abwurfmunition darstellten, über die die US-Luftwaffe am Schluss verfügte. Am Ende des Krieges erwies sich der Luftkrieg als Selbstläufer.

Die Opfer unter der Zivilbevölkerung

Auf besonders dünnes Eis tritt der Historiker, wenn es darum geht, einigermaßen zutreffende Aussagen über die Zahl der Toten des Bombenkrieges gegen Deutschland zu machen. Hier stehen die unterschiedlichsten Zahlen im Raum.

Die personellen und materiellen Schäden wurden während des Krieges, wie erwähnt im Statistischen Reichsamt aufgelistet. Für die Publikation „Dokumente deutscher Kriegsschäden“ hat das Statistische Bundesamt eine Studie aus der Feder von Dr. Hans Sperling vorgelegt.²⁵ Er war bereits im Dritten Reich im Statistischen Reichsamt mit der laufenden statistischen Erhebung der Flieger-schäden befasst und daher ein Kenner der Materie. Für seine Studie konnte Sperling auf das Material zurückgreifen, das er bereits vor Kriegsende bearbeitet hatte.

Grundlage waren hierfür die täglichen Luftlagemeldungen des Chefs der Ordnungspolizei, die ihrerseits wieder auf den Meldungen der einzelnen Befehlshaber der Ordnungspolizei im Reich beruhten. Sie begannen am 1. Oktober 1940 und endeten am 10. April 1945, zwei Wochen bevor der strategische Bombenkrieg

gegen das Reich endete. Diese Meldungen sind von der Polizei sehr gewissenhaft und umfassend erstattet worden, der Inhalt wurde im Statistischen Reichsamt in Karteien übertragen. Bis etwa Frühherbst 1944 ergibt sie ein ziemlich genaues Bild der eingetretenen personellen und materiellen Schäden, sodass die fortlaufende Statistik als zuverlässig anzusehen ist. Als sich spätestens ab Februar 1944 die ganze Wucht der alliierten Bomberflotten auf das Reichsgebiet konzentrierte, ließ die Zuverlässigkeit der monatlichen Statistik jedoch ständig nach: einmal wegen der zahlreichen Leitungs- bzw. Übermittlungsstörungen, zweitens wegen der rasanten Zunahme der Schäden.

So erscheint seit diesem Zeitpunkt vermehrt die Notiz, dass über Personenverluste noch keine Angaben vorhanden seien, oder es werden Nachmeldungen manchmal erst nach Wochen erstattet, die letzte für Hamburg über die Operation „Gomorrha“ vom Juli 1943 erst im Februar 1945. Das hatte als Ursache, dass bei großen Angriffen noch tagelang Verschüttete ausgegraben bzw. tot geborgen wurden, und dann wurden diese erst später und oft auch gar nicht mehr gemeldet. Man bedenke, dass zum Beispiel in Dresden noch einige Monate nach Kriegsende Keller geöffnet und einzelne Tote geborgen wurden. Die Meldungen des Chefs der Ordnungspolizei sind daher, je näher das Kriegsende rückte, in ihrer Gesamtheit um so lückenhafter, obwohl die

einzelnen Meldungen, so weit sie durchkamen, als solche auch weiterhin als zuverlässig anzusehen sind. Mit der zunehmenden Besetzung des Reiches von Osten ab Januar und von Westen seit März 1945 wurde der Strom der Meldungen immer sporadischer und endete am 10. April 1945.

Nach dem Krieg hat sich ein Team des United States Strategic Bombing Survey (USSBS) mit der sichergestellten Schadensstatistik des Reichsamtes befasst. Die Bearbeiter machten Gegenproben in Darmstadt, Düsseldorf, Leipzig, Saarbrücken, Schweinfurt, Stuttgart und Wuppertal und kamen dabei zu der Überzeugung, dass die aufgelisteten Verluste, vor allem in den letzten Kriegsmontaten, zu niedrig angegeben wurden. Das Team kam daher letztendlich zu dem Schluss, dass die Zahlen des Statistischen Reichsamts um 25% erhöht werden müssten. Alles in allem blieben seine Rechercheergebnisse aber vorläufig.²⁶

Parallel zu den Luftlagemeldungen des Chefs der Ordnungspolizei gab es auch noch Schadensmeldungen beim Führungsoffizier Ic des Luftwaffenführungstabes,²⁷ die sich aber inhaltlich im wesentlichen mit diesen decken, weil sie ebenfalls auf den Meldungen der Polizei beruhten. Schließlich gibt es noch den interessanten Bestand der Fliegermeldungen des Reichsschatzmeisters der NSDAP. Sie reichen leider nur bis Dezember 1944.²⁸ Für die Zeit von Kriegsbeginn bis zum 30. September 1940 beruhen die Zahlen der Luftkriegs-

toten auf einer Erhebung, die im Mai 1944 durch das Statistische Reichsamt gemacht wurde. Ansprechpartner waren die Städtischen Statistischen Ämter und die Gaupropagandaämter der NSDAP. Auch hier kann man davon ausgehen, dass zuverlässige Zahlen vorliegen, weil die Er- und Übermittlung noch unter nahezu friedensmäßigen Umständen erfolgte.

Monatliche Zahlen erstellte das Statistische Reichsamt noch für den Zeitraum von Kriegsbeginn bis 31. Januar 1945. Für den Zeitraum danach veranstaltete das Statistische Bundesamt, unterstützt vom Deutschen Städtetag, eine Umfrage im Bundesgebiet. Für die übrigen Teile des ehemaligen Reichsgebietes griff es auf Literaturangaben und Unterlagen über Verteilung und Schwere der Angriffe zurück.²⁹ Die Ergebnisse der Studie Sperlings besteht daher partiell aus Schätzungen und sind keine bis auf den letzten Toten genaue Statistik. Ihre Stimmigkeit hängt allerdings auch davon ab, von welcher Opferzahl im Fall Dresden ausgegangen wird. In seinem Buch über den Bombenkrieg gegen Deutschland hat sich Olaf Groehler 1990 mit der Problematik befasst und Berechnungen angestellt.³⁰ Zahlen nennt auch der United States Strategic Bombing Survey,³¹ der British Bombing Survey und der Spaatz-Biograph Richard G. Davis.³² Für diesen Beitrag habe ich selbst versucht, ein möglichst einfaches Verfahren zu finden, um Zahlen zu ermitteln.

Quelle	Anzahl
Statistisches Reichsamt (m. Polizei, Wehrm., Kriegsgef., Ausl., Gebiet 31.12.37)	593.000 (nur Zivilbevölkerung: 537.000)
USSBS	375.000 + 25% = 468.750
BBS	305.000
Groehler einschl. Wehrm. und Pol.	370.000 bis 390.000
Davis	305.000
Schnatz	ca. 380.000

Meine Zahl ist auf folgende Weise zustande gekommen: Für die Jahre 1940 bis 1944 ergibt die Statistik des Statistischen Reichsamtes eine Zahl von 190.211 Luftkriegstoten. Das deckt sich ziemlich genau mit der Angabe von Goebbels in seinem Tagebuch. Dort nennt der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda unter dem 2. November 1944 die Zahl von 185.000, in der die Zahlen der letzten beiden Monate des Jahres 1944 noch nicht eingeflossen waren.³³

Tote durch Luftangriffe 1940 bis Januar 1945³⁴

Okt/Dez. 1940	349
1941	2785
1942	4327
1943	90.035
1944	92.715
Jan. 1945	10.161

An dieser Zusammenstellung fällt auf, dass der Anstieg der Totenzahlen von 1943 auf 1944 sehr gering ist im Unterschied zu dem von 1942 auf 1943. Das volle Eingreifen der 8. US-Air Force seit Februar 1944 in größerem Umfang gegen Ziele im Reichsgebiet bewirkte offenbar keinen dramatischen Anstieg der Todesopfer, wie er eigentlich zu erwarten wäre. Als im Jahr 1943 dagegen das Bomber Command seine Brandangriffe in bisher nicht gekanntem Ausmaß gesteigert hatte, war das einhergegangen mit einer Steigerung von Menschenverlusten in einem katastrophalen Umfang, verursacht u.a. durch die Brandangriffe auf Hamburg, Kassel und Wuppertal.

Bis einschließlich Januar 1945 lag die Zahl der Luftkriegstoten demnach bei 200.000. Festzustellen nach diesem Befund noch, wie viele Opfer der Luftkrieg in den Monaten Februar bis Mai 1945 gefordert hat. Aus den Angaben, die Middlebrook in seinem War Diary des Bomber Command aus den deutschen Städten bringt, ergibt sich für diesen Zeitraum eine Zahl von ca. 78.500 Toten durch die Operationen des Bomber Command, eine Zahl, die sicherlich noch zu niedrig ist, wenn man bedenkt, dass die Angriffe auf Magdeburg, Dresden, Pforzheim, Würzburg, Mainz, Nordhausen alleine ca. 68.600 Menschen das Leben kosteten. Rechnet man die vom USSBS vermuteten als zu wenig angegebenen 25% hinzu, kommt man auf rund 98.000, eine Zahl, die ich für plausibel halte. Die

Zwischensumme wäre demnach 298.000 Tote.

Für die Verluste, die die Angriffe der 8. und der 9. US-Air Force zwischen Februar und Mai 1945 verursachten, habe ich eine Hochrechnung versucht. Ich habe versucht, hierfür einen Wert zu bekommen, der der Rate der Toten pro Tonne Bomben entspricht. Hierzu habe ich eine Reihe von Angriffen zusammengestellt, um herauszufinden, wie viele Tote pro Tonne (metr.) durch diese beiden Luftflotten verursacht worden sein könnten.

Hierbei wurden zunächst Orte im Rheinland ausgesucht, für die ich über Tonnage- und Totenzahlen verfügte. Das Ergebnis war eine Rate von 0,35 Toten pro Tonne. In einem zweiten Schritt habe ich willkürlich 31 Angriffe zusammengestellt und dabei eine Rate von 0,52 errechnet. In einem dritten Schritt habe ich alle Angriffe der 8. US-Air Force zusammengestellt, die diese mit einer Tonnage von 1000 US-Tonnen Sprengbomben und mehr auf Ziele in deutschen Städten geflogen hat, und mit der Zahl der Toten ins Verhältnis gesetzt. Unsicherheitsfaktoren sind dabei die Fälle Swinemünde und Dortmund. Für ersteres wird seit den 80er Jahren die Zahl von 23.000 Toten beim Angriff vom 12. März 1945 verbreitet, sie ist mit Sicherheit zu hoch.³⁵ Für Dortmund, 10. März 1945, liegen dem Stadtarchiv keine Zahlen vor. Ohne Dortmund und Swinemünde ergab sich eine Rate von 0,23, ohne Dortmund und mit einer realistischen Annahme von ca. 4.500 To-

ten in Swinemünde von 0,3 Toten pro Tonne.

Der Durchschnitt aus den drei Schritten ergibt 0,36. In den Monaten Februar bis Mai warfen die US-Luftstreitkräfte 107.177 Tonnen (metr.) auf Deutschland.³⁶ Diese multipliziert mit dem mittleren Faktor 0,36 ergäbe eine Zahl von 38.583. Insgesamt ergäbe sich demnach eine Zahl von ungefähr 336.583 Luftkriegstoten. Hinzuzurechnen wären aber noch die Verluste, die eingetreten sind durch Angriffe der 15. US-Air Force, die 1. Provisorische Taktische Air Force, die 2. Taktische Air Force und durch die zahlreichen Tiefangriffe im Reichsgebiet. Hierfür liegen mir keine verwertbaren Zahlen vor.

Ich vermute, dass eine Gesamtzahl von etwa 380.000, vielleicht auch 400.000 realistisch ist, wobei ca. 75% auf das Konto der RAF und etwa 25% auf das der USAAF gingen.

Die Zahl der Todesopfer liegt bei den amerikanischen Angriffen auf jeden Fall deutlich niedriger, das hängt damit zusammen, dass die Amerikaner ihre Luftangriffe in Deutschland weit überwiegend, wie oben gezeigt, mit Sprengbomben geflogen und sich zu 90% auf Industrieziele konzentriert haben. Ein Instrumentarium zur flächenhaften Niederbrennung der Stadtkerne haben sie in Europa nicht entwickelt. Weitaus die meisten Toten im Luftkrieg 1939 bis 1945 gehen somit auf das Konto des Bomber Command der RAF.

Zwei interessante Einzelfälle, in denen enorm überhöhte Zahlen

ventiliert wurden, sind Dresden und Swinemünde. Im ersteren Fall tauchte schon im Februar 1945 die Zahl von 200.000 in der neutralen Presse auf, in den Nachkriegsjahren war zu hören 350.000, der Neonazi Roeder nannte am 18. April 2000 in Dresden 480.000.³⁷ Nachdem in den 90er Jahren im Stadtarchiv Dresden die einschlägigen Bestattungsakten des Friedhofs- und Marstallamtes aufgetaucht sind, lässt sich eine Zahl von 35.000 als realistisch vertreten, wahrscheinlich liegt sie aber niedriger.

In Swinemünde sollen es nach den örtlichen Angaben, darunter der Interessengemeinschaft Gedenkstätte Golm e.V., beim Angriff der 8. US-Air Force am 12. März 1945 23.000 Tote gewesen sein. Diese Zahl ist maßlos übertrieben. Es ergäbe sich hier ein Verhältnis von 15,8 Toten pro Tonne, das nicht einmal durch den verheerenden Doppelangriff des Bomber Command der RAF auf Dresden am 13. und 14. Februar 1945 erreicht worden ist.

Die Zahl der Verletzten beträgt ein Vielfaches der Toten und ist von der statistischen Erfassung und Bewertung her besonders schwierig. Würde jede einzelne Abschürfung oder Prellung gemeldet und eingerechnet, ginge die Zahl sicher in die Millionen. Besonders hoch waren bei den Brandangriffen die Fälle von mehr oder weniger schweren Augenreizungen, von denen mit Sicherheit viele nicht gemeldet wurden. Das Bundesamt hat eine Gesamtzahl (Zivilbevölkerung, Ausländer, Kriegsgefangene, Wehr-

machtsangehörige und Polizei) errechnet von 824.000 Verwundungen ohne Todesfolge.³⁸ Ebenfalls zu den Opfern des Luftkrieges gehören die Umquartierten (die übrigens im deutschen Osten zum Teil noch in die Katastrophe der allgemeinen Flucht vor der Roten Armee gerieten). Hier nur einige wenige Zahlen: Allein zwischen dem 25. September 1944 und dem 11. Januar 1945, also in weniger als vier Monaten, gingen im Reich 3.297.692 Personen in die Evakuierung. Aus dem Gau Köln-Aachen waren zum Beispiel im September 1944 172.000 Personen evakuiert, im Januar 1945 waren es 925.000, ein Plus von 436%. Hier wirkten sich die schweren Angriffe vor allem im Oktober aus.³⁹ Zum Stichtag 11. Januar 1945 zählte das Statistische Reichsamt insgesamt 8.944.976 Evakuierte.⁴⁰ Hiervon waren 7.175.020 planmäßig umquartiert worden, der Rest von 1.769.956 tat dies selbständig. Wahrscheinlich waren es aber viel mehr, die in eigener Initiative selbständig zu Verwandten oder Bekannten in ländliche Gebiete flohen und deren Zahl nicht bekannt ist. Diese Art der Evakuierung wurde von den Parteidienststellen sogar gefördert.

Die materielle Zerstörung der Städte

Schließlich noch ein Blick auf die Obdachlosigkeit, die der Luftkrieg gegen und in den Städten verursachte. Von 19 Millionen Wohnungen auf dem Gebiet des

Reiches sind durch Kriegsschäden allein 4.050.000, also rund 20%, verloren gegangen.⁴¹ Bei einer durchschnittlichen Belegung der Wohnungen von nur drei Personen muss man demnach mit einer Zahl von zwölf Millionen Obdachlosen rechnen, die unterzubringen waren. In dieses Vakuum strömten nach Kriegsende noch ca. 15 Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebene!

Auch zur Zerstörung der Städte hat das Statistische Bundesamt Zahlen ermittelt. Sie beziehen sich allerdings in der Hauptsache auf das Gebiet der alten Bundesrepublik. Sie zeigen, dass die Verwüstungen nicht nur die Großstädte betraf, sondern auch die mittleren und kleinen, die noch in der Schlussphase des Krieges angegriffen wurden.

Die Tabellen zeigen, dass vor allem die kleineren Städte insgesamt höhere Zerstörungsgrade haben. Im Eifelraum hat das allerdings auch etwas mit den Bodenkämpfen zu tun.

Zerstörungsgrade der 17 Großstädte in der alten Bundesrepublik mit über 250.000 Einwohnern in %⁴²

Dortmund	65
Wuppertal	45
Köln	64
Frankfurt a. M.	44
Hamburg	54
Kiel	44
Bochum	52
Düsseldorf	38
Essen	52
München	33
Bremen	51
Stuttgart	33

Hannover	51
Duisburg	29
Nürnberg	51
West-Berlin	22
Mannheim	48
Gelsenkirchen	20

Zerstörungsgrade der 23 Großstädte der alten Bundesrepublik mit 100.000 bis 250.000 Einwohnern in %

Würzburg	75
Bremerhaven	36
Kassel	68
Krefeld	34
Wilhelmshaven	60
Braunschweig	33
Aachen	56
Freiburg i.Br.	31
Münster	56
Mülheim/Ruhr	30
Mainz	54
Wiesbaden	30
Darmstadt	52
Augsburg	24
Remscheid	51
Oberhausen	22
Ludwigshafen	49
Lübeck	20
Mönchen-Gladbach	44
Solingen	20
Hagen	40
Bielefeld	14
Karlsruhe	38

Zerstörungsgrade in 22 von 31 westdeutschen Mittelstädten mit 50.000 bis 100.000 Einwohnern in %

Pforzheim	64
Neuß	37
Koblenz	63
Wattenscheid	37
Heilbronn	56
Osnabrück	35
Ulm	49

Bonn	33
Worms	49
Bottrup	30
Hildesheim	46
Castrop-Rauxel	28
Witten	43
Kaiserslautern	28
Wanne-Eickel	42
Gladbeck	26
Trier	41
Offenbach/Main	25
Hamm	38
Neumünster	22
Rheydt	38
Leverkusen	13

Zerstörungsgrade in westdeutschen Mittelstädten mit 20.000 bis 50.000 Einwohnern in %

Wesel	80
Friedrichshafen	47
Emden	78
Siegen	41
Zweibrücken	73
Aschaffenburg	38
Düren	69
Bayreuth	37
Hanau	68
Dorsten	34
Gießen	67
Schweinfurt	34
Soest	55
Viersen	31
Kleve	51
Walsum	31
Bocholt	48
Beuel	30
Paderborn	48
Landau/Pfalz	30
Pirmasens	48
Wetzlar	30

Zerstörungsgrade von Kleinstädten in %

Jülich	97
Hellenthal/Eifel	70

Emmerich	91
Heikendorf b. Kiel	67
Xanten	85
Betzdorf	67
Zülpich	85
Cralshiem	66
Prüm	80
Langenhagen	65
Würselen	79
Mayen	64
Irlich/Neuwied	78
Neumarkt	57
Dülmen	75
Goch	45
Remagen	75
Freudenstadt	40
Donauwörth	74
Neu-Isenburg	40
Bitburg	73
Neu-Ulm	38
Geilenkirchen	72
Hattingen	37
Coesfeld	71
Euskirchen	33
Altenkirchen	70
Rüsselsheim	33
Bruchsal	70
Bingen	30
Gerolstein	70
Rastatt	30

Zum Schluss möchte ich noch zwei Zahlen zum Vergleich heranziehen:

1. Der 30-jährige Krieg von 1618 bis 1648 forderte die ungeheure Summe von sechs bis acht Millionen Toten, ein Drittel bis die Hälfte der deutschen Bevölkerung wurde ausgerottet. Gemessen darin waren die Luftkriegsverluste glimpflich.
2. Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus dem ehemals deutschen Os-

ten kostete ca. zwei Millionen Menschen das Leben – das Vierfache von dem, was der Bombenkrieg an Menschenleben forderte. Eine Tatsache, die nachdenklich macht und meines Wissens bisher überhaupt noch nicht thematisiert worden ist.

Anmerkungen

- 1 Winfried Mönch, Städte zwischen Zerstörung und Wiederaufbau. Deutsche Ortsliteratur zum Bombenkrieg seit dem zweiten Weltkrieg, in: Die alte Stadt 3/2003.
- 2 Martin Middlebrook and Chris Everitt, The Bomber Command War Diaries. An Operational Reference Book, 1939-1945, Reprint Leicester 1995.
- 3 Roger A. Freeman with Alan Crouchman and Vic Maslen, Mighty Eighth War Diary, revised edition London 1990.
- 4 Helmut Schnatz, Angriffe und Bombenabwürfe der 9. BD, 9. AF, auf Reichsgebiet 12.09.1944 bis 03.05.1945. Erläuterungen und Datensätze, unveröffentlichtes Manuskript 2001.
- 5 Darunter ist eine microverfilmte Kartei im Material des United States Strategic Bombing Survey unter dem Titel „USAAF & RAF Bomber Command Attack Data“ zu verstehen, in der alle Angriffe auf deutsche Städte statistisch erfasst sind. Festgehalten sind Anzahl und Typ der angreifenden Flugzeuge, Stückzahl, Kaliber und Gewicht nach Tonnen der abgeworfenen Bombenlasten und die Ziele. Die Verfilmung befindet sich in der Wehrtechnischen Studiensammlung (WTS) der Bundeswehr in Koblenz, Microfilme LF (H) 648, 649, 650 und 651. Die Signatur für die Vorlage in den USA: National

- Archives at College Park, RG 243, Entry 26, file 2. n. (4) (i).
- 6 Hierbei handelt es sich um Anhänge zu den Bomber Command Narratives of Operations im Operations Record Book des Bomber Command der RAF, National Archives, Kew (PRO) im Bestand Air 24.
 - 7 Die im Luftkrieg entstandenen Schäden an Wohngebäuden und die Gefallenzahlen im Großdeutschen Reich ... in der Zeit vom 1.10.1940–31.12.1943 auf Grund der täglichen Lagemeldungen des Chefs der Ordnungspolizei; Table 1, Number of German Civilians killed as Result of Strategic Bombing October 1940–January 1945; Table 2 Number of Casualties in Greater Germany as Result of Strategic Bombing January 1944–January 1945; German Casualties, Summary, 7.16.45, WTS, G 001 NL F. Hahn 005.
 - 8 Der Chef der Ordnungspolizei, Luftangriffe auf das Reichsgebiet, Lagemeldung Nr. 1.326, 2. Januar 1945, Bundesarchiv Berlin, R 19/341.
 - 9 Der Chef der Ordnungspolizei, Luftangriffe auf das Reichsgebiet, Lagemeldung Nr. 1.395, 13. März 1945, BArch R 19/341; Der Chef der Ordnungspolizei, Lagemeldung Nr. 1.406, 24. März 1945, ebenda.
 - 10 Nach Olaf Groehler, Bombenkrieg gegen Deutschland, Berlin 1990, S. 381.
 - 11 Die Zahl ergibt sich aus dem Vergleich mit dem Eighth Air Force Target Summary. Statistical Summary of all Bomber attacks, Alphabetically by Location, Period 17 Aug. 1942 thru 8 May, 1945, National Archives at College Park/Maryland (NA), RG 243, Entry 36, file 5. w. (19), Box 85.
 - 12 Sir Arthur T. Harris, Despatch on War Operations 23rd February, 1942, to 8th May, 1945, London 1995, S. 44.
 - 13 Target Summary.
 - 14 Target Summary.
 - 15 In diesem Zusammenhang ist allgemein auf die Record Group 243, Records of the United States Strategic Bombing Survey in den National Archives at College Park/Maryland zu verweisen. Sie enthält eine sehr große Materialsammlung zum Strategischen Bombenkrieg gegen Deutschland und Japan, u. a. 3.199 Intelligence-Dossiers über bombardierte Städte und Ziele darin in Europa.
 - 16 Groehler, Bombenkrieg, S. 74.
 - 17 NA RG 243, List of Reports Nr. 63, Bombing Accuracy, USAAF Heavy and Medium Bombers in the ETO.
 - 18 Richard G. Davis, Carl A. Spaatz and the Air War in Europe, Washington and London 1992, S. 435.
 - 19 Headquarters Eighth Air Force, Operational Analysis Section, Memorandum on H2X Operations against Cologne in September and October 1944, 21 November 1944, Air Force Historical Research (AFHRA) Agency Maxwell/Alabama, Microfilm A 5994, 8 AF Mission Files.
 - 20 Helmut Schnatz, Der Luftkrieg im Raum Koblenz 1944/45. Eine Darstellung seines Verlaufs, seiner Auswirkungen und Hintergründe, Boppard 1981, S. 418 ff.
 - 21 Hubert Bläsi, Stadt im Inferno. Bruchsal im Luftkrieg 1939/45, 4., überarbeitete und wesentlich erweiterte Auflage, Ubstadt-Weiher 1995.
 - 22 Schnatz, Angriffe und Bombenabwürfe der 9. BD.
 - 23 Schnatz, Luftkrieg, S. 200.
 - 24 Günter Sagan, Die Bevölkerung hatte Verluste. Der Luftkrieg im Raum Fulda vom September 1939 bis zum März 1945, Fulda 1994, S. 177 ff.
 - 25 Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Sachgeschädigte (Hrsg.), Dokumente deutscher Kriegsschäden. Evakuierte, Kriegssachgeschädigte, Währungsgeschädigte, Bonn 1958, Bd. 1, S. 58ff.
 - 26 Siehe Anm. 5.
 - 27 Im Bestand Luftwaffenführungs-

- stab, Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg RL 2 II.
- 28 Fliegermeldungen des Reichsschatzmeisters der NSDAP, Bundesarchiv Berlin, NS 1/570 bis 585.
- 29 Siehe Anm. 23.
- 30 Groehler, Bombenkrieg, S. 320.
- 31 Siehe Anm. 13.
- 32 Sebastian Cox, *The Strategic Air War against Germany 1939-1945. Report of the British Bombing Survey Unit*, London 1998; Davis, Spaatz, S. 588.
- 33 Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und mit Unterstützung des Staatlichen Archivdienstes Russlands herausgegeben von Elke Fröhlich, Bd. 14, München, New Providence, London, Paris 1996, S. 139.
- 34 Statistisches Reichsamt, siehe Anm. 5.
- 35 Hierzu demnächst meine Untersuchung „Swinemünde, 12. März 1945. Der Luftangriff der 8. US-Air Force und seine Rezeption.“ Das Buch soll im September 2004 im Herbig-Verlag erscheinen.
- 36 Nach Davis, Spaatz, Appendix 17.
- 37 Dies anlässlich der Präsentation meines Buches „Tiefflieger über Dresden? Legenden und Wirklichkeit“, Köln 2000, siehe hierzu den Artikel von Oliver Reinhard „Im Sturm der Empörung“, Sächsische Zeitung, Dresden, 20. April 2000.
- 38 Dokumente deutscher Kriegsschäden Bd. 1, S. 60.
- 39 Ebenda, S. 181.
- 40 Michael Krause, *Flucht vor dem Bombenkrieg. >Umquartierungen< im Zweiten Weltkrieg und die Wiedereingliederung der Evakuierten in Deutschland 1943-1963*, Düsseldorf 1997, S. 175.
- 41 Dokumente deutscher Kriegsschäden Bd. 1, S. 52.
- 42 Tabellen nach Dokumente deutscher Kriegsschäden, Bd. 1 S. 54f.

Der Autor:

Geboren 1933 in Koblenz, Studium der Germanistik und Geschichte in Bonn und Marburg, Lehrer an Gymnasien in Bitburg, Linz a. Rh., Buenos Aires, Boppard, zuletzt am Gymnasium auf der Karthause in Koblenz.

Veröffentlichungen (Auswahl):

Der Luftkrieg im Raum Koblenz 1944/45. Eine Darstellung seines Verlaufs, seiner Auswirkungen und Hintergründe, Boppard 1981.

Tiefflieger über Dresden? Legenden und Wirklichkeit, Köln 2000. Swinemünde, 12. März 1945. Der Luftangriff der 8. US-Air Force und seine Rezeption, München 2004.

Peter Engels

Darmstadts Zerstörung aus der Luft

Am 7. März 1940 wurde im Darmstädter Helia-Kino der im Sommer 1938 gedrehte und gerade fertiggestellte Kulturfilm „Die Stadt im Walde“ uraufgeführt, mit dem Darmstadt für die Schönheit seines Stadtbildes und für seine kulturellen Errungenschaften und Sehenswürdigkeiten warb.

Gut drei Monate später begann mit dem ersten Abwurf englischer Bomben am 30. Juli 1940 die Zerstörung eben dieses Stadtbildes. Die erste Maßnahme, mit der in Darmstadt wie überall der Kriegsbeginn spürbar wurde, war die Verdunkelung, die am 3. September 1939 befohlen wurde. Ebenfalls mit Kriegsbeginn wurden Bezugsscheine eingeführt, mit denen die Menschen mehr als zehn Jahre leben mussten. Aber bereits Jahre vor Kriegsbeginn waren in Darmstadt wie im ganzen Deutschen Reich Vorkehrungen zum Schutz gegen Angriffe aus der Luft getroffen worden. Aufgabe des Luftschutzes war es, das deutsche Volk und das Reichsgebiet vor den Folgen von Luftangriffen zu schützen. In dem 1935 erlassenen Reichsluftschutzgesetz und den dazu gehörigen Ausführungsbestimmungen wurden Aufgaben und Ziele des Luftschutzes und deren Umsetzung bis ins Detail geregelt. Die Überwachung dieser Bestimmungen oblag den Luftschutzwarten, die in Lehrgängen

auf ihre Aufgaben vorbereitet wurden. Die erste Verdunkelungsübung hatte in Darmstadt am 8. Oktober 1936 stattgefunden.

Das Vereinshaus der Vereinigten Gesellschaft, ein markanter klassizistischer Bau von Georg Moller aus dem Jahr 1817, wurde 1936 zum Haus des Luftschutzes umgewidmet. In geeigneten Räumen, wie Brauerei- und Felsenkellern, wurden öffentliche Luftschutzräume eingerichtet. Man baute aber auch Hochbunker, die zum Teil heute noch im Stadtbild zu finden sind, z.B. auf dem ehemaligen Bahngelände am Carl-Schenck-Ring. Der Mozartturm diente unter dem Namen „Richthofenbunker“ einst als Flakturm und Hochbunker. Errichtet wurde er zwischen Mai und August 1939. Auf freien Plätzen, wie dem Mathildenplatz, dem Marienplatz oder im Herrngarten, legte man Löschteiche an. In größeren Industriebetrieben, vor allem solchen, die als kriegswichtig eingestuft wurden (Merck, Röhm & Haas), bauten die Firmenleitungen einen eigenen Werkluftschutz auf.

Da Darmstadt Luftschutzort zweiter Ordnung war, musste die Stadt alle Maßnahmen des Luftschutzes selbst finanzieren und ohne staatliche Unterstützung auskommen, was im Falle eines Großangriffs, wie sich zeigen sollte, für einen

wirksamen Schutz der Bevölkerung nicht ausreichte. In Frankfurt waren 1939 bereits mehr als 200 öffentliche Luftschutzräume fertig gestellt, in Darmstadt nur eine Hand voll. So ist es zu erklären, dass Frankfurt trotz der viel schwereren Luftangriffe in den Jahren 1943 und 1944 deutlich weniger Tote zu beklagen hatte als Darmstadt. Die örtliche Luftschutzleitung lag beim Polizeipräsidenten in der Hügelstraße, die Polizeireviere fungierten gleichzeitig als Luftschutzbezirke. Für die meisten Bewohner standen keine öffentlichen Schutzräume zur Verfügung, sie mussten die Keller ihrer Häuser zu provisorischen Schutzräumen herrichten, gegen Einsturz und Splitter sichern und mit dem nötigen Selbstschutzgerät ausrüsten.

Mauerdurchbrüche durch die Keller ganzer Straßenzüge sollten für weitere Sicherheit sorgen. Immer wieder mussten der Bevölkerung, vor allem älteren Menschen und Kindern, die anfangs nicht strikt befolgten Verdunkelungs- und Luftschutzvorschriften eingeschärft werden. Zu den wenigen erhaltenen Akten aus dem Zweiten Weltkrieg im Stadtarchiv Darmstadt gehört eine recht umfangreiche mit Vorladungen und Verweisen wegen Verstößen gegen die Verdunkelungsvorschriften aus den Jahren 1942 bis 1944. Im Zusammenhang mit den Bestimmungen des Luftschutzes wurden auch Vorschriften zur Brandbekämpfung - besonders zum Ersticken von Brandbomben - und zum Umgang mit Blindgängern erlassen. Brandbekämpfung

war die Hauptaufgabe des Selbstschutzes. Jeder Bürger sollte in die Lage versetzt werden, Brände schon bei der Entstehung zu bekämpfen. Die in der Theorie einfache Methode, Brandbomben mit der Handspritze oder mit Löschsand zu ersticken und so den Ausbruch von Bränden zu verhindern, versagte aber meist im Inferno eines Großangriffs.

Aktiver Luftschutz durch die Flak fiel in Darmstadt ebenfalls sehr gering aus. Auf einigen Luftaufnahmen erkennt man Flakstellungen auf der Lichtwiese, das heißt im Bereich des alten Verkehrsflughafens im Osten der Stadt und im Nordwesten, im heutigen Weiterstädter Industriegebiet. Außerdem lag eine Flakbatterie auf der Ludwigshöhe im Süden.

Auch in Darmstadt wurden ab Februar 1943 die Soldaten an den Kanonen zunehmend durch Luftwaffenhelfer, Schüler der oberen Klassen der weiterführenden Schulen, ersetzt, die in Baracken in der Nähe der Flakstellungen untergebracht waren und dort auch weiter unterrichtet wurden.

Am 30. Juli 1940 wurden erstmals Bomben auf Darmstadt geworfen - weitere Abwürfe erfolgten am 27. August und 2. September 1940; sie richteten aber nur Sachschäden an. Allerdings waren dies nicht die allerersten Bomben, die Darmstadt trafen.

Im Ersten Weltkrieg, in dem vom Darmstädter Luftschiffhafen aus Zeppeline zu Luftangriffen nach England, Frankreich und Belgien starteten, gehörte die Stadt seit Mai 1917 zur erweiterten Verdunkelungszone des Heimat-

Luftschutzes. Am 16. August 1918 griffen einige französische Flugzeuge Darmstadt an und warfen ihre Bomben auf zwei Häuser in der Soderstraße und in der Gerwinusstraße; vier Personen kamen dabei ums Leben.

Den - erneuten - Beginn des Luftkriegs erlebten die Darmstädter zunächst nicht am eigenen Leib, sondern als Zuschauer. Im Oktober 1939 wurde bei Groß-Gerau ein französisches Aufklärungsflugzeug abgeschossen. Der schwer verwundete Pilot starb einige Tage später im Darmstädter Krankenhaus und wurde mit militärischen Ehren auf dem Waldfriedhof beigesetzt. Am 8. Juni 1940 folgte dann der erste Luftalarm in Darmstadt. Diesem sollten weitere 1566 folgen, der letzte am 24. März 1945. Bei den meisten der insgesamt 35 Luftangriffe handelte es sich um Zufalls- oder Notabwürfe überfliegender feindlicher Flugzeuge. Überhaupt sind die ersten drei Kriegsjahre, was das Rhein-Main-Gebiet betrifft, im Luftkrieg durch spontane oder Zufallsaktionen des Bomber Command der Royal Air Force (RAF) bestimmt gewesen.

Erst ab Sommer 1942 waren die Briten überhaupt in der Lage, bei Nacht die deutschen Städte einigermaßen planmäßig zu treffen. Bis dahin warfen Flugzeugbesatzungen ihre Bomben häufig auf vermutete Ziele oder auf Ausweichziele; in Darmstadt wurden sie z.B. einige Male von der starken Flakabwehr östlich von Mainz und um Frankfurt von ihrer eigentlichen Flugroute abgedrängt.

Die ersten Darmstädter Luftkriegsopfer forderte der Angriff zweier englischer Maschinen am 22. Juli 1941, die im Rahmen eines Angriffs auf verschiedene Städte des Rhein-Main-Gebietes wohl auch als Ausweichziel 33 Spreng- und 250 Brandbomben auf die Nordviertel warfen und Häuser in der Kranichsteiner, Liebfrauen-, Pankratius- und Lagerhausstraße zerstörten. Gezählt wurden zehn Tote und 25 Verwundete. Man wird wohl später einmal von der „Darmstädter Bombennacht“ sprechen, schrieb der Professor an der Technischen Hochschule Fritz Limmer in sein Tagebuch, ohne die geringste Vorstellung davon, was den Darmstädtern an Bombennächten noch bevorstehen sollte.

Auch im Jahr 1942 und in der ersten Jahreshälfte 1943 kam es nur zu vereinzelt Angriffen. Allerdings nahm die Zahl der Luftalarme rasch zu. Dies war vor allem auf den Beginn der Luftoperationen der US Army Air Forces zurückzuführen.

Der erste gezielte Großangriff auf Darmstadt erfolgte am Abend des 23. September 1943. 29 englische Flugzeuge warfen 51 Sprengbomben verschiedener Größe und 2779 Brandbomben aus sehr großer Höhe (7000 bis 10.000 Meter) auf die Altstadt, das Martins- und Johannesviertel und die Gegend um die Nieder-Ramstädter Straße und richteten große Verwüstungen, vor allem in der Altstadt, an. Der alte Stadtkern mit seinen eng zusammenstehenden Fachwerkhäusern bot den durch Brandbomben ver-

ursachten Feuern reichlich Nahrung. In diesem ältesten Stadtteil, der den Stadtplanern schon vor dem Krieg ein Dorn im Auge war und für den Abrisspläne längst gefasst waren, hatte man entsprechend wenig Vorsichtsmaßnahmen gegen Luftangriffe getroffen. 162 Gebäude waren zerstört, 210 beschädigt. Der Angriff forderte 149 Tote und 278 Verwundete. Man gedachte der Toten am 29. September 1943 in einer pompösen und wortgewaltigen Trauerfeier vor dem Hessischen Landesmuseum, die im Rahmen einer Durchhalte-Kundgebung im Zeichen des „Totalen Kriegs“ stand. Die Trauerrede hielt NSDAP-Kreisleiter Dr. Schilling.

Sofort setzten Aufräumungs- und Instandsetzungsarbeiten ein, unterstützt durch Hilfseinheiten aus der Umgebung. Bombengeschädigte wurden in Notquartieren untergebracht. Parallel dazu begann nach diesem ersten schweren Angriff die Evakuierung der Fliegergeschädigten - über 5000 Menschen waren obdachlos - und von Kindern im Rahmen der Kinderlandverschickung. Ganze Schulklassen wurden geschlossen in bombensicherere Gegenden verschickt. Die Anfangsklassen des Ludwigs-Georg-Gymnasiums zum Beispiel zogen mit ihren Lehrern in das Sommerhaus der Schule in Dorndiel im Odenwald und wurden dort über ein Jahr unterrichtet. Die Straßenbahn nahm nach wenigen Tagen ihren Betrieb uneingeschränkt wieder auf, auch Telefon und Strom funktionierten bald wieder.

Das Jahr 1944 brachte dem Deutschen Reich und damit auch Darmstadt eine weiterhin zunehmende Angriffstätigkeit alliierter Bomberverbände. Die US Army Air Forces beteiligte sich jetzt verstärkt am Luftkrieg gegen Deutschland. Mit der alliierten Invasion in der Normandie, der Eroberung von Flugplätzen auf dem Festland und dem Zurückweichen der deutschen Frühwarnsysteme nahmen feindliche Flugbewegungen und Luftalarme in beängstigendem Maße zu. Ab Sommer 1944 bis zum Kriegsende mussten die Darmstädter fast täglich die Schutzräume aufsuchen. Die Stadt erlebte in den ersten sieben Monaten des Jahres acht Luftangriffe. Am 29. Januar 1944 gingen über Darmstadt 20 Sprengbomben und Luftminen nieder, die eigentlich für Frankfurt bestimmt waren. Am 8. Februar fielen Bomben auf den nördlichen Stadtteil Arheilgen und am 24./25. April lud ein einziges Flugzeug seine Bombenlast auf Darmstadt ab. Am 19. Juli flogen erstmals 15 amerikanische Bomber einen gegen die Chemische Fabrik Merck, den größten Arbeitgeber der Stadt, gerichteten Tagesangriff.

Für die Nacht vom 25. auf den 26. August 1944 plante das englische Bomberkommando die Zerstörung Darmstadts. Am Abend starteten 191 Lancaster-Bomber und sechs Mosquitos der 5. Luftflotte zum Angriff auf die Stadt. Das Unternehmen geriet jedoch - trotz geringer Tätigkeit von deutscher Flak und Jägern - durch technische und organi-

satorische Pannen zum Fiasko: Der Master Bomber, der den Angriff leiten sollte, musste seinen Flug frühzeitig abbrechen, seine Stellvertreter wurden abgeschossen, so dass der Bomberverband führungslos war. Ein Teil der Maschinen schloss sich dem gleichzeitig stattfindenden Angriff auf Rüsselsheim und die dortigen Opelwerke an, andere kreisten 20 oder 30 Minuten suchend über dem Zielgebiet und luden ihre tödliche Fracht schließlich über Griesheim, Groß-Gerau, Bickenbach, Pfungstadt und anderen Orten der Umgebung ab. Besonders schwer wurde Griesheim getroffen; dort waren fehl geworfene Markierungsbomben niedergegangen, auf die viele Maschinen als Ausweichziel ihre Bomben warfen. Schließlich entluden nur 30 Bomber ihre tödliche Last über Darmstadt: 43 Sprengbomben und eine große Zahl an Brandbomben trafen die Stadt. Es gab acht Tote und 93 Verwundete; die Stadtkirche lag in Trümmern.

Viele Darmstädter glaubten im Spätsommer 1944 nicht mehr an einen Großangriff. Dass der August-Angriff die Vernichtung der Stadt zum Ziel gehabt hatte, konnten sie ebenso wenig wissen wie die Tatsache, dass Darmstadt schon lange als mögliches Ziel für alliierte Luftangriffe in Frage kam.

Wie in vielen noch nicht zerstörten Städten kursierte der Spruch „Darmstadt werden sie schonen, denn dort wollen sie wohnen“, der reinem Wunschdenken entsprach. Viele Menschen beriefen

sich auch auf die Verwandtschaft der Großherzoglichen Familie mit dem englischen Königshaus, immerhin war Prinz Ludwig, der damalige Chef des Hauses Hessen-Darmstadt, ein Urenkel von Queen Victoria und dazu noch mit einer Engländerin verheiratet.

Darmstadt tauchte bereits im September 1940 erstmals als mögliches Ziel englischer Bomber auf, als die englische Luftkriegsführung über Vergeltungsschläge für die deutschen Angriffe auf Großbritannien nachdachte.

Am 11. September 1940 übergab der Chef des Bomber Command Charles Portal dem Luftfahrt-Ministerium eine Liste mit 19 deutschen Städten, die gewarnt werden sollten, eine von ihnen werde jedes Mal bombardiert, sobald die Deutschen eine britische Stadt angriffen. Auf dieser Liste befand sich neben Frankfurt, Mainz und Mannheim auch Darmstadt.

Im Februar 1942 stellte das Bomber Command der Royal Air Force unter seinem neuen Oberbefehlshaber Arthur Harris eine Liste mit 58 anzugreifenden deutschen Städten über 100.000 Einwohner zusammen, auf der auch Darmstadt zu finden war, das mit der Eingemeindung Arheilgens und Eberstadts im April 1937 erstmals die Zahl von 100.000 Einwohnern überschritten hatte. In einem Strategiepapier vom 3. November 1943 zählte Harris Darmstadt neben Frankfurt, Ludwigshafen, Karlsruhe und Stuttgart zum Zielgebiet Upper Rhine, einer von acht mit Vorrang zu

bombardierenden Regionen in Deutschland. Ein vom Ministry of Economic Warfare zusammengestellter geheimer Führer über die wirtschaftliche Bedeutung deutscher Städte, nach dem bekannten Reiseführer „The Bomber’s Baedeker“ genannt, führte auch Darmstadt unter den kriegswichtigen Zielen auf und nannte fast alle größeren Darmstädter Industriebetriebe. In der dreistufigen Wertung der Kriegsziele erhielt nur die Firma Merck die Prioritätsstufe 1, Röhm & Haas und die Reichsbahnanlagen (Bahnhöfe, Ausbesserungswerk) Stufe 2 sowie Schenck, die Motorenfabrik Darmstadt AG (Modag) und die Eisenfabrik Riesterer Stufe 3. Bis Mitte 1944 flog das Bomber Command seine Angriffe fast ausschließlich gegen größere Industriestädte. Ab dem Frühjahr 1944 wurden systematisch Mittelstädte, vor allem im südwestdeutschen Raum, bombardiert. Die Gründe hierfür können – auch in der neueren Forschung – nicht schlüssig nachvollzogen werden. Vielleicht sollten die Angriffe Verteidigungsanstrengungen der zunehmend in Frontnähe geratenen Mittelstädte unterbinden. Von September 1944 bis Kriegsende wurden u.a. Darmstadt, Gießen, Heilbronn, Koblenz, Freiburg, Würzburg und Hanau durch Vernichtungsangriffe getroffen. Früher wurde auch gemutmaßt, Darmstadt sei angegriffen worden, weil die Technische Hochschule an der Entwicklung der Raketentechnik und besonders der V 2 beteiligt war. Aber es gibt

keinen Hinweis darauf, dass die Alliierten dies Mitte 1944 bereits wussten. Man suchte nach dem Krieg nach Gründen, um das Unfassbare, das Unerklärbare zu erklären. Der Einsatzbefehl für die Maschinen der 1. RAF-Bombergruppe für den 11. September 1944 lautete jedenfalls lapidar „To destroy Town“, kein weiterer Zweck wurde angegeben. Die Maschinen der 5. Gruppe erhielten als Befehl immerhin „To destroy an enemy industrial centre“, was ebenfalls vorgeschützt klingt, denn es widersprach der Einstufung im Bomber’s Baedeker. Weil Darmstadt einerseits weitgehend unzerstört, andererseits von überschaubarer Größe und dicht bebaut war, stufte man die Stadt als geeignetes Versuchsobjekt für eine neue Strategie der Bombardierung, die sogenannte Fächer-Methode, ein, mit der eine bessere Aufsprengung und das totale Ausbrennen der Innenstadt erreicht werden sollte. Nach dieser Methode flogen die Bomber das Ziel nicht wie üblich hintereinander, sondern aus verschiedenen Richtungen an, um von einem vereinbarten Drehpunkt aus fächerartig über das Stadtgebiet auszuschwärmen. Ausgehend von der Studie von David Irving aus dem Jahr 1963, hat man in Darmstadt immer wieder behauptet, der Angriff nach der Fächermethode auf Darmstadt sei die „Generalprobe“ für den ähnlich durchgeführten Angriff auf Dresden im Februar 1945 gewesen. Aber zum einen stand die Bombardierung Dresdens zu diesem Zeitpunkt noch nicht fest

und zum anderen wurde die Fächer-Methode, das „fanning out“, bereits zwei Tage vor dem Darmstadtangriff erfolgreich bei der Bombardierung Mönchengladbachs angewandt.

Am 11. September 1944 starteten 221 britische Lancaster-Bomber der 1. und 5. englischen Bomber-Gruppe, geleitet von 14 schnellen Mosquitos, zum Angriff auf die Stadt. Das Wetter war gut und der Anflug der Maschinen verlief ruhig. Es gab nur vereinzelte Flaktätigkeit. Deutsche Jäger gefährdeten den Bomberpulk nur zwischen Mannheim und Darmstadt und auf den ersten 80 Kilometern des Rückflugs. Immerhin gingen zwölf Flugzeuge verloren. Um 23.48 Uhr trafen die ersten Maschinen über dem Ziel ein und warfen Leuchtbomben, um den Zielmarkierern die Arbeit zu erleichtern. Die Mosquitos markierten die Angriffsziele im gefährlichen Sturzflug. Die ersten Markierungsbomben lagen genau im Ziel auf dem Exerzierplatz im Westen der Stadt, und der Master Bomber konnte bereits um 23.55 Uhr - vier Minuten vor der festgelegten Angriffszeit - den Befehl zum Auslösen der Bomben geben. Die Maschinen flogen im vorgeschriebenen Fächerwinkel über die Stadt und warfen in rascher Folge aus einer Höhe zwischen 4000 und 5500 Metern 191 Luftminen (4000 Pfund), 33 Sprengbomben (1000 Pfund) und 285.848 Stabbrandbomben ab (Zahlen nach dem Bomber Command Summary of Operations). Um 00.20 Uhr war der Angriff beendet. „A quiet trip

all round with everything going according to plan“, berichtete nach der Rückkehr ein britischer Staffelf kapitän; die Feuersbrunst war auf dem Heimflug noch rund 180 Meilen sichtbar. Ein Bericht der RAF vom 13. September 1944 stellte anhand von Aufklärerfotos - aufgenommen am Mittag des 12. September - nüchtern fest: „The centre of the town and the adjacent fully built up areas have been devastated. Damage is mainly by Fire and over 45 fires are still raging.“

Am 11. September 1944 um 23.25 Uhr wurde in Darmstadt Fliegeralarm ausgelöst, bereits der dritte an diesem Tag. Um 23.55 Uhr gingen die ersten Luftminen und Sprengbomben auf die Stadt nieder. Schon zu Beginn des Angriffs fiel die örtliche Luftschutzleitung im Polizeipräsidium durch Bombentreffer aus, so dass keine zentralen Rettungsmaßnahmen koordiniert werden konnten. Auch die Ausweich-Befehlsstelle im Richthofenbunker hatte keine Verbindung zur Außenwelt mehr. Feuerwehr und Hilfsdienste aus Darmstadt und Umgebung warteten am Stadtrand vergeblich auf ihre Einsatzbefehle. Als der Angriff vorbei war, hörten die Menschen in den Kellern weitere Detonationen, die von einem in Brand geratenen Munitionszug stammten. Dies bewog viele Menschen, noch in den Kellern auszuharren. Etwa eine Stunde nach Angriffsbeginn entwickelten sich dann Tausende von gleichzeitig entstandenen Einzelbränden zum gefährdeten Feuersturm, der die Straßen der Innenstadt

unpassierbar und Rettungsaktionen unmöglich machte. Hinzu kam der Wassermangel durch Ausfall der Hauptwasserleitungen. Nur am Rand der Feuerzone, am Hauptbahnhof, in Bessungen, im Johannes- und Martinsviertel etwa, waren überhaupt Rettungs- und Löscharbeiten möglich.

Im Zentrum des Feuersturms, der erst gegen 4 Uhr abebbte, wurden Temperaturen von über 1000 Grad erreicht, das Feuer verbrauchte den restlichen Sauerstoff. Viele Menschen erstickten deshalb in ihren gut erhaltenen Luftschutzkellern oder wurden, wenn sie die Keller verließen, durch den gewaltigen Sog in die Flammen gerissen und verbrannt bis zur Unkenntlichkeit.

Das Grauen dieser Nacht, die Darmstadt die größte Katastrophe seiner Geschichte brachte, lässt sich aus den Berichten der Überlebenden nur erahnen. Der Feuerschein der brennenden Stadt war bis nach Mainz, Aschaffenburg und sogar bis nach Friedberg zu sehen. Im Umkreis von ca. 20 Kilometern gingen verkohlte Blätter nieder, die der Feuersturm wie in einem Kamin Kilometer hoch in die Luft geschleudert hatte.

Die genaue Zahl der Opfer der Brandnacht lässt sich nicht mehr feststellen, zumal widersprüchliche Angaben vorliegen. Standesamtlich beurkundet wurden 5455 Luftkriegstote, eingeschlossen die 549 Opfer aller anderen Luftangriffe. Das statistische Amt gab 1947 6180 Tote an. Die Gesamtzahl der Opfer dürfte einschließlich Vermisster bei 11.000 bis 12.000

liegen. Das ist im Vergleich zur Größe der Stadt eine der höchsten Opferzahlen des Zweiten Weltkriegs überhaupt. Über 6000 Gebäude waren zerstört oder unbewohnbar. Die amtliche Quote der Zerstörung für die Kernstadt betrug 78%, für die Gesamtstadt (einschließlich Arheilgen und Eberstadt) 52,4%.

In den ersten Tagen nach der Zerstörung waren fast 5000 Helfer von Polizei, Luftschutzpolizei, Technischer Nothilfe, aber auch Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter bei der Leichenbergung und der Rettung Verschütteter eingesetzt. Die Bergung der Leichen dauerte Monate (selbst nach Kriegsende fand man bei der Trümmerräumung noch Brandnacht-Opfer). Am Anfang standen fast keine Fahrzeuge zum Abtransport zur Verfügung. Die meisten Opfer wurden in einem großen, von russischen Zwangsarbeitern ausgehobenen Massengrab auf dem Waldfriedhof beigesetzt.

Die ungefähr 3000 Verwundeten versorgte man in den nicht oder nur teilweise beschädigten Darmstädter Krankenhäusern sowie in Kliniken der Umgebung. Zur gleichen Zeit setzte eine Massenflucht der Bevölkerung ein: Etwa 66.000 Bewohner verließen die Stadt und zogen meist in den Odenwald oder an die Bergstraße. Viele von ihnen konnten erst nach zehn oder 15 Jahren in ihre Heimatstadt zurückkehren. Im September 1939 hatte Darmstadt 115.211 Einwohner gezählt. Am 1. März 1945 wurden offiziell noch 51.750 registriert.

Außer mit der Evakuierung der Bevölkerung war die Polizei hauptsächlich mit der Jagd nach entflohenen Gefangenen, Zwangsarbeitern und Plünderern befasst, denn in den Trümmern lag viel herrenloses Gut. Ein Schlosser aus Groß-Gerau, der als Mitglied der Technischen Nothilfe bei der Leichenbergung eingesetzt war und am 18. September 15 Flaschen Wein, ein Stück Speck und einige Tabakwaren aus den Trümmern an sich genommen hatte, wurde dafür vom Sondergericht Darmstadt zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Ein unbekannter Fotograf machte im Oktober 1944 etwa 30 Aufnahmen von den Zerstörungen in der Altstadt und in der Umgebung des Schlosses. Diese Fotos zeigen, dass sechs Wochen nach dem Luftangriff die Hauptverkehrsstraßen bereits von Trümmern geräumt waren. Die parteiamtliche Darmstädter Zeitung setzte dem Grauen der Brandnacht Durchhalte-Appelle entgegen, in denen von unbeugsamer Volksgemeinschaft und Ausdauer im Kampfe um die Freiheit unseres Volkes die Rede war. Bei der Trauerfeier am 21. September auf dem Waldfriedhof hielt Kreisleiter Dr. Schilling die Trauerrede. Ob die Darmstädter seinen kämpferischen Worten noch glaubten, darf bezweifelt werden. Die amtliche Aufnahme der Häuser- und Wohnungsschäden, deren Ergebnis auch in Form einer siebenfarbigen Schadenskarte vorliegt, begann im Februar 1945 noch nach den Richtlinien eines Erlasses über die „Neu-

planung von fliegerzerstörten Städten“; sie war erst 1949 abgeschlossen.

Ab August 1945 fertigte der Fotograf M. Caspar im Auftrag des Leiters der Enttrümmerung Fotos aller zerstörten Straßenzüge, um möglichen späteren Schadenersatzforderungen nach dem Einreißen von Ruinen zu begegnen. Die dadurch entstandenen etwa 1700 Fotos ermöglichen eine lückenlose Übersicht über alle Bombenschäden und ergänzen zusammen mit dem Ergebnis der Schadensaufnahme und der etwa fünf Quadratmeter großen Schadenskarte die Dokumentation der Zerstörung Darmstadts durch alliierte Luftaufnahmen.

Für die rund 50.000 verbliebenen Einwohner, die in der ersten Zeit ohne Wasser, Strom, Gas und Telefon auskommen mussten, fand der Luftkrieg noch kein Ende. Die Luftalarme nahmen weiter zu. 48 Alarme 1941 standen 254 Alarmierungen 1944 und 126 in den knapp drei Kriegsmonaten 1945 gegenüber; und hierbei sind die Voralarme nicht einmal mitgezählt. Zwei kleinere amerikanische Luftangriffe folgten bereits am 13. und 19. September 1944. Am 13. griffen 93 Fliegende Festungen die Bahnanlagen an; hierbei handelte es sich jedoch um ein Ausweichziel, weil die Bomber ihre eigentlichen Ziele um Stuttgart und Ludwigshafen verfehlt hatten, nicht, wie in der älteren Literatur behauptet, um einen „Korrekturangriff“ für den Angriff vom 11./12. September. Am 19. September waren die Industrieanlagen im Norden Darm-

stadts an der Reihe; dabei gab es 64 Tote durch einen Volltreffer auf das gerade als Notpostamt eingerichtete Gemeindehaus der Johannesgemeinde in der Kahlerstraße.

Der schwerste Luftangriff auf Darmstadt - gemessen an der Größe des Verbandes: 458 fliegende Festungen - erfolgte am 12. Dezember 1944. Die US Army Air Force nannte ihn „one of a series of blows against Nazi Railway centers“. 4128 Sprengbomben und über 200 Tonnen Brandbomben fielen auf die Bahnanlagen und die Industriebetriebe im Norden und forderten 303 Tote und 78 Verwundete.

Auch das Johannesviertel wurde wieder in Mitleidenschaft gezogen. Der Angriff fügte der Industrie im Norden Darmstadts schwere Schäden zu. Die Werksanlagen von E. Merck, Schenck, Röhm & Haas waren ebenso weitgehend zerstört wie das Gaswerk und die Bahnanlagen. Auf dem Werksgelände von Merck schlugen 214 Sprengbomben ein. 41% der Werksanlagen waren zerstört, weitere 27% beschädigt. Das Transportwesen kam weitgehend zum Erliegen. Dennoch wurde die Darmstädter Industrieproduktion nur für kurze Zeit lahm gelegt. Anfang 1945 arbeiteten bei Merck immerhin noch 2300 deutsche und 700 ausländische Beschäftigte. Schon bald konnten viele Anlagen wenigstens teilweise wieder in Gang gesetzt werden, auch der Zugverkehr wurde wieder aufgenommen. Betriebe von kriegs- und versorgungswichtigem Interesse wurden bevorzugt instand

gesetzt. Auch die Technische Hochschule, deren Gebäude am 11./12. September 1944 zu drei Vierteln zerstört worden waren, konnte teilweise weiter arbeiten. Eine Reihe von Forschungsinstituten, die an kriegswichtigen Vorhaben arbeiteten, konnten ihren Betrieb fast ohne Unterbrechung aufrechterhalten.

Auch am Heiligen Abend 1944 blieb den Darmstädtern ein Luftangriff nicht erspart.

Erneut griffen die US Army Air Forces mit 196 Maschinen das Bahnhofsviertel und den Griesheimer Flugplatz an und warf 225 Tonnen Bomben. Mit diesem Angriff hatte sich das Interesse der alliierten Bomberverbände für die Trümmerstadt erschöpft. In den letzten Kriegsmonaten drohte Gefahr aus der Luft durch die im Rhein-Main-Gebiet allgegenwärtigen Tiefflieger. Vor allem Straßenbahnen - sie wurden ab November 1944 mit Tarnanstrich versehen - und Züge waren jederzeit der Gefahr von Tieffliegerangriffen ausgesetzt. Auf diese Weise kamen am 8. Februar, 19. und 21. März 1945 13 Darmstädter ums Leben. Das letzte Luftkriegsopfer, ein Zahnarzt aus Eberstadt, starb am 24. März 1945 jedoch durch eine Fliegerbombe.

Der Alltag in der zerstörten Stadt war gekennzeichnet durch Mangel allenthalben und weitgehendes Improvisieren. Die verbliebenen Bewohner hausten, soweit sie nicht in den weniger zerstörten Stadtvierteln unterkommen konnten, in notdürftig hergerichteten Wohnungen, Kellern oder Gartenhäuschen, in denen oft Fenster

und Türen fehlten. Behelfsläden richteten sich in Kellern oder Garagen ein. Schulunterricht fand zunächst gar nicht mehr statt, da fast alle Schulgebäude zerstört oder anderweitig belegt waren. Bald stellte sich das Problem der in den Ruinen herumstreunenden Kinder. Ein Bericht des Schulamtes vom 7. Oktober 1944 sprach von schwerer sittlicher Gefährdung und Verwilderung der Jugendlichen durch den Aufenthalt in den Ruinen und forderte die sofortige Wiederaufnahme des Schulunterrichts. Deshalb wurden für Schüler der höheren Schulen aus Darmstadt und Umgebung in Jugenheim Sammelklassen eingerichtet. In Darmstadt selbst wurde in wenigen Schulen lediglich Volksschulunterricht erteilt. Auch die Stadtverwaltung hatte mit erheblichen logistischen Problemen zu kämpfen. Wegen des fast totalen Aktenverlustes fehlte den meisten Ämtern die Arbeitsgrundlage.

Am 25. März 1945 nachmittags gegen 16.00 Uhr wurde Darmstadt oder vielmehr das, was davon übrig geblieben war, kampflös den Truppen der 3. US-Armee übergeben. Die wenigen verbliebenen deutschen Soldaten setzten sich rechtzeitig ab, so dass bei der amerikanischen Besetzung kein Schuss fiel.

Der Wiederaufbau nach Kriegsende begann sehr langsam. Abgesehen vom Mangel an Baumaterial und Arbeitskräften fehlte auch der Platz zum Bauen, denn die Stadt war mit einer Masse von ca. drei Millionen Kubikmetern Trümmerschutt bedeckt, die erst einmal

weggeräumt werden mussten. Die Trümmerräumung begann im Sommer 1945, 14 Kilometer Gleise für die Trümmerbahn wurden verlegt. Die Straßen waren dadurch relativ schnell trümmerfrei, aber die Räumung der Trümmergrundstücke zog sich bis zum Ende der 50er Jahre hin. Von 1948 bis 1958 arbeitete eine Trümmermühle, die den Schutt zu neuen Bausteinen verarbeitete. Nach der Währungsreform und der daraus resultierenden Stabilisierung der wirtschaftlichen Lage setzte ein stürmischer Wiederaufbau ein. 1955 konnten die Darmstädter vor dem wieder aufgebauten alten Rathaus am Marktplatz die 625-Jahr-Feier der Stadtrechtsverleihung begehen, wengleich sich die Geschichte der gefeierten Stadt im Stadtbild kaum noch erahnen ließ.

Der Autor:

Jahrgang 1959, Studium der Geschichte, Latein und Musikwissenschaft an der Universität zu Köln, Promotion Mai 1990. Seit Juni 1993 Leiter des Stadtarchivs Darmstadt; zahlreiche Arbeiten zur Darmstädter Stadtgeschichte und zur Landesgeschichte der Landgrafschaft bzw. des Großherzogtums Hessen-Darmstadt.

Literatur (Auswahl):

Fritz Deppert: Zerstörung und Kapitulation. Darmstadt 1944 und 1945. Darmstadt 2002.
Peter Engels: Darmstadt in der Stunde Null. Darmstadt 1994.

Dieter Rebentisch

Frankfurt im Bombenhagel und Feuersturm - die Zerstörung der Stadt im Zweiten Weltkrieg

Die Zerstörung der Stadt Frankfurt im Zweiten Weltkrieg war ein dramatisches Ereignis, das tief auf Geschichte, Struktur und Zukunftsentwicklung der Stadt einwirkte. Die Luftangriffe und Flächenbombardements, der Hagel von Sprengbomben und die gefürchteten Feuerstürme vernichteten nicht nur Menschen und Häuser; sie verwüsteten großflächig historische Bausubstanz, ganze Straßenzüge und Stadtteile. Die großen Bombenangriffe waren Katastrophen, die die historisch gewachsene Stadtstruktur zertrümmerten: Straßenführung und Fluchtlinien, Wirtschaftsgliederung und Zusammensetzung der Wohnbevölkerung. Wie die Brandschatzungen und Feuersbrünste früherer Jahrhunderte markieren die Bombardierungen tiefe Einschnitte in der Geschichte der Stadtentwicklung.

Frankfurt am Main war im Zweiten Weltkrieg das Ziel und Opfer von insgesamt 33 regelrechten, also militärstrategisch geplanten Luftangriffen. Hinzu kamen Aufklärungsflüge, Störflüge und eher zufällige Tieffliegerangriffen. Die ersten Bomben fielen in der Nacht vom 4. Juni 1940. Die ersten fünf Todesopfer in der Zivilbevölkerung waren zu beklagen. Bei diesem Angriff und einem

weiteren drei Tage später handelte es sich um Einzelattaken, nicht um Großangriffe. In den ersten vier Kriegsjahren waren es vor allem kleinere Verbände, die Frankfurt anfliegen. Ihre Bomben fielen zumeist in die Außenbezirke und auf Verkehrsanlagen.

Der erste Großangriff auf Frankfurt erfolgte am 4. Oktober 1943 – einem klaren Herbsttag. Am Vormittag griffen amerikanische Flugzeuge die Hedderheimer Kupferwerke an. Am Abend ließ ein Bomberverband der Royal Air Force von mehreren hundert Maschinen schwere Sprengbomben und Stabbrandbomben auf die Stadt niederregnen. Mehr als 500 Menschen starben in den Trümmern. Getroffen war auch der Römer, das Gebiet um den Liebfrauenberg und vor allem die östlichen Stadtteile.

Nun rissen die Bombardements nicht mehr ab. Vornehmliches Ziel waren die Industriebetriebe und die Bahnhöfe in den westlichen und östlichen Stadtteilen, aber auch die Versorgungsanlagen für Wasser, Gas und Elektrizität. Sodann bezweckte die Bomberoffensive generell einen Terror- und Vernichtungskrieg gegen die Zivilbevölkerung, um die Kampfmoral der Deutschen zu brechen. Der NS-Propaganda

vom totalen Krieg war die totale Zerstörungskraft der alliierten Bomberflotten entgegengesetzt worden. Eine Serie von Großangriffen legte im März 1944 ganz Frankfurt in Schutt und Asche.

Der Feuersturm

Das Niederprasseln von Sprengbomben, Luftminen, Brandbomben und Phosphorkanistern in den Flächenbombardements deutscher Großstädte während des Zweiten Weltkrieges erzeugte mindestens in den Stadtzentren jeweils ein riesiges Flammenmeer, das die Augenzeugen als Inferno oder schreckliche Eruption der Höllenglut erlebten. Gleichzeitig tobte ein ungeheurer Lärm, eingeleitet vom Geheul der Sirenen und gefolgt vom schrillen Pfeifen der fallenden Bomben, dem Dröhnen der Explosionen und danach begleitet von dem wilden Flackern der Flammen und dem Bersten durchglühter Balken sowie dem Krachen einstürzender Mauern. Wie glühende Sauriergerippe leuchteten die Dachsparren vieler zertrümmerter oder brennender Häuser während der Feuersbrunst auf. Herabstürzende Balken bildeten für alle Menschen, die sich im Freien aufhielten, zu flüchten suchten oder die Brandbekämpfung organisieren wollten, die größte Gefahr. Oft entzündete sich ausströmendes Gas, obwohl die Zuführhähne von Gas und Wasser bei Alarm schon in aller Regel geschlossen wurden. Die riesigen Flächenbrände er-

zeugten eine ungeheurere Hitzeentwicklung. Die heiße Atmosphäre schoß wie in einem Kamin nach oben, so dass die Ansaugung von Frischluft auf Bodenhöhe gleichsam einen Orkan erzeugte. Durch den Funkenregen und den Gluthauch wurden Kleinbrände neu angefacht und griffen überall um sich. Der Feuersturm erreichte Geschwindigkeiten von 60 Meter in der Sekunde. Oft wurden Menschen vom Sog einfach in die Flammen hineingerissen. Die Frankfurter Altstadt wirkte bei den großen Bombardements im März 1944 oftmals wie ein einziger glühender Hochofen. Teils ließ die unerträgliche Hitze die Menschen aus Mangel an Sauerstoff einfach ersticken, teils wurden sie durch Kohlenoxydgase vergiftet. Das Wüten der Brände nach einem Großangriff von mehr als tausend Flugzeugen dauerte tagelang.

Luftschutz

In den Friedensjahren vor Beginn des Zweiten Weltkrieges, besser gesagt, parallel zur militärischen Aufrüstung und politischen Vorbereitung eines Angriffs- und Eroberungskrieges in Europa, hatte Hitler ein umfangreiches Luftschutzprogramm in Gang gesetzt. Frankfurt am Main war aufgrund seiner Kriegswichtigkeit ein Luftschutzort I. Ordnung. Die Stadt wurde für den zivilen Luftschutz aufgerüstet: Schutzkeller wurden befestigt, Äxte, Schaukeln, Wasserbehälter und Sandkisten bereitgestellt. Die Polizei-

reviere in den Stadtteilen wurden zugleich als Luftschutzreviere bestimmt. Insgesamt errichtete man 24 Rettungsstellen, meist unterirdische Verbandsräume zur Notversorgung von Verwundeten, die von Ärzten und Hilfspersonal ständig besetzt waren. Wirtschaftsbetriebe, die aus Luftschutzgründen eine Gefährdung der Nachbarschaft darstellten, wurden besonders bezeichnet, damit entsprechende Vorkehrungen getroffen werden konnten. Mit Durchbrüchen durch Gartenmauern und Zäunen wurden in der Stadt Fluchtwege geschaffen, die in Richtung Parks und freie Plätze führten. Eine schon vorbereitete „Verdunkelungsverordnung“ vom 23. Mai 1939 trat mit der Kriegserklärung am 1. September 1939 in Kraft und zeigte an, dass das nationalsozialistische Regime den Beginn von Kampfhandlungen für die nächste Zeit einkalkulierte.

Als man nach den ersten Luftangriffen des Jahres 1940 die wachsende Bedrohung durch Bombardierungen erkannte, reagierte man in Frankfurt mit dem forcierten Bau von insgesamt 38 Luftschutzbunkern mit dicken Mauern aus Stahlbeton. Acht weitere Hochbunker errichtete die Reichsbahn und je einen die Krankenhäuser in Sachsenhausen und Höchst. Zu den Vorsorgemaßnahmen zählte auch die Errichtung von Löschwasserbecken, etwa auf dem Goetheplatz, am Affentor in Sachsenhausen, am Domplatz und auch auf dem Römerberg. Es waren dies Anlagen zur Deckung des riesigen

Wasserbedarfs in kritischen Situationen. Ergänzt wurden sie durch ein Leitungsnetz für Flusswasser direkt aus dem Main. Um die Bevölkerung, vor allem aber die Rettungskräfte bei ihren Einsätzen zu schützen, wurden Volksgasmasken ausgegeben.

Die Zahl der Todesopfer in Folge von Luftangriffen wurde für das Frankfurter Stadtgebiet nach dem Krieg auf 5.559 Menschen errechnet. Andere Großstädte hatte es freilich viel härter getroffen. Allein bei zwei Tages- und vier Nachtangriffen auf Hamburg Ende Juli bzw. Anfang August 1943 registrierte man 30.483 Tote. Bis Kriegsende wuchs die Zahl der Bombenopfer in Hamburg auf 55.000 Tote an. Die Zahl der Luftkriegstoten in Köln betrug mehr als 20.000 Personen. In Kassel musste man nach einem einzigen verheerenden Angriff am 22. Oktober 1943 ungefähr 10.000 Leichen bergen. In Darmstadt zählte man nach dem Angriff vom 11. September 1944 genau 8.433 Bombenopfer, für die gesamte Kriegszeit werden für Darmstadt mehr als 12.000 Luftkriegstote genannt.

Wie erklärt sich die geringe Zahl von Toten in Frankfurt im Vergleich zu den großen Menschenverlusten anderer Städte, noch dazu angesichts der ungeheueren Zerstörungskapazität riesiger Bombenmengen und der Heftigkeit der Feuersbrünste?

Die Frankfurter Bevölkerung profitierte von der großen Zahl der gleichmässig über das Stadtgebiet verteilten sehr stabilen Luftschutzbunker, die bei maximaler

Belegung mehr als 150.000 Menschen Schutz boten. Hinzu kamen die ausgebauten Luftschuttkeller in vielen größeren Gebäuden. Ausserdem hatte man mancherlei praktische Vorsorge getroffen: In der dichtgebauten Altstadt entstand ein zusammenhängendes Netz unterirdischer Fluchtwege, indem man in den Kellern provisorische Mauerdurchbrüche anlegte, die durch bereitstehende schwere Vorschlaghämmer leicht zu durchbrechen waren. Man konnte also im Notfall unterirdisch vom Eschenheimer Tor bis zum Main gelangen. Überdies erwiesen sich die oft mehrgeschossigen Gewölbekeller aus der Altstadt als relativ stabil, weil der Mörtel oftmals härter war als moderner Zement. Oberirdisch waren in der Innenstadt an den Strassen Richtungsschilder mit dem Aufdruck „Fluchtweg“ angebracht, um bei Großbränden die Richtung auf freie Plätze zu weisen.

Löscharbeiten und Bergung der Opfer

Nach den Angriffen lagen überall rauchende Trümmer und Schuttberge, Schwaden von dichtem Qualm zogen durch die Straßen, nachstürzendes Mauerwerk ließ Staubwolken aufsteigen. Schwer zu lokalisieren waren die Schreie verschütteter Menschen. Beißender Rauch erschwerte die Löscharbeiten. Funkenflug entzündete neue Brände. Die im Feuersturm liegenden Straßen waren nicht mehr befahrbar.

Weder die Feuerwehr noch Rettungswagen und Sanitätsfahrzeuge kamen voran. Sprengtrichter und Schuttmassen versperrten die Wege. Viele Löschfahrzeuge waren durch Beschädigungen ausgefallen. In den Katastrophenberichten finden sich immer wieder Klagen über Mangel an Schläuchen und Pumpen sowie die Zerstörung von Löschwasserbecken, so dass die Helfer oft machtlos blieben. Bei den Einsatztrupps der Rettungsdienste hatte man Bergleute oder Zimmermänner mit Erfahrung im Stollenbau zusammengezogen. Insgesamt verfügte die Einsatzleitung über 5.800 Helfer, dazu gehörten vor allem die Bereitschaften der Feuerwehren und die Sanitätskräfte des Roten Kreuzes sowie der Technischen Nothilfe, aber auch Arbeitskompanien der Wehrmacht, italienische Militärinternierte und sogenannte Ostarbeiter.

Trotz aller Hilfskräfte blieben Verschüttete oft tagelang eingeschlossen, bis sie geborgen werden konnten. Die amtlichen Einsatzberichte und schriftliche zeitgenössische Augenzeugenberichte sind voll von tragischen Zeugnissen individuellen Leids: „... drei meiner Mitarbeiter [...] verloren ihre Gattinnen. Die eine hing in Fleischfetzen zerstückelt an einer Hauswand angeklebt, die andere findet man tags darauf unter Schutt und Trümmern, über die man seit dem Angriff schritt, ohne den Leichnam der Frau entdeckt zu haben. Die dritte starb einige Tage danach an den Verletzungen. [...] Einer meiner Bä-

cker buddelt seine Frau und sein einziges Kind, ein kleines Mädchen von vier Jahren, aus den Trümmern seines zusammenge-
stürzten Hauses. Frau und Kind sind tot. Dem Wahnsinn nahe, nimmt der Mann sein totes Kind mit in irgendeine Notbehausung, wo er drei Tage und Nächte lang seufzend und weinend bei der Kleinen die Totenwache hält.“

Wenige Stunden nach den Angriffen und noch vor dem Beginn der Aufräumarbeiten musste eine wenigstens provisorische Versorgung der Fliegergeschädigten organisiert werden. Vorgesehen war zumeist eine Essensausgabe aus Feldküchen, aber sie blieb häufig unzulänglich aus Mangel an Essgeschirr, obwohl die Vorschriften verlangten, Löffel und Essnapf mit in das Luftschutzgepäck zu nehmen.

Warme Getränke und Decken waren unverzichtbar, da es bei den großen Angriffen im Februar und März 1944 bitter kalt war. Unbeschädigt gebliebene Gaststätten hatten nach Bombenangriffen warmes Essen bereitzuhalten und mussten ein einfaches Eintopfgericht ohne Essensmarken ausgeben.

Natürlich war die Erstversorgung der Fliegergeschädigten stark beeinträchtigt durch die zeitweise Lähmung der öffentlichen Verwaltung. Die Ausgabe von Bezugsscheinen für den notwendigen Hausrat und die Zuweisung von Notunterkünften ging oft nur schleppend voran. Der Magistrat ließ in Lagergebäuden, Kirchenräumen, Kindergärten, Turnhallen und Schulen, auch in

Festsälen von Gaststätten provisorische Verpflegungsstätten einrichten oder sie mit Feldbetten und Strohsäcken als Notunterkünfte ausstatten. Überdies legte das Regime großen Wert darauf, die Erste Hilfe möglichst den Einsatzstäben der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt zu übertragen, um die politische Leistungsfähigkeit und organisatorische Überlegenheit der NS-DAP-Gliederungen zu dokumentieren und einen Einbruch der politischen Stimmung bei der Bevölkerung in Grenzen zu halten.

Stimmung und Reaktion der Bevölkerung

Die Stimmung der Menschen lässt sich nicht auf einen einheitlichen Nenner bringen. Wer eben erst der Lebensgefahr entronnen war und womöglich Wohnung und gesamtes Hab und Gut verloren hatte, war gepackt von Verzweiflung und schwankte zwischen sinnloser Wut und Apathie. Aus größerer zeitlicher Distanz erscheint im allgemeinen die Schicksalsergebenheit als vorherrschendes Merkmal. Dabei spielte zweifellos die seit Jahren geübte soziale Disziplinierung eine Rolle. Schon vor dem Krieg nahm man die Unannehmlichkeiten der Luftschutzmaßnahmen in Kauf. Die Errichtung von Luftschutzkellern betraf jeden einzelnen Stadtbewohner, an der Bereitstellung von Sand, Äxten, Schaufeln und Wasserbehältern musste sich ein jeder beteiligen, ebenso war die Teilnahme

an Luftschutz-Übungen Pflicht. Wer den nationalsozialistischen Überwachungsstaat gewohnt war, empfand das Reglement der Luftschutzwarte nicht einmal als besonders bedrückend. Auch die wechselseitige Kontrolle unter den Menschen nahm zu, wer abends und nachts die Fenster nicht sorgfältig abdunkelte, musste sich Anpöbeleien als „Verdunkelungssünder“ gefallen lassen.

Mit zunehmender Dauer des Krieges wuchs natürlich die psychische Belastung. Nächtliche Störflüge hatten Fliegeralarm zur Folge, erzwangen das Aufsuchen von Luftschutzräumen und machten praktisch die Schlaflosigkeit zur Alltagserfahrung. In den Rüstungsbetrieben wurden in solchen Fällen die Nachtschichten unterbrochen, was zum Ausfall erheblicher Arbeitsstunden führte. Hinzu kam die unzureichende Versorgung mit Lebensmitteln und Energie. Der Unmut der Bevölkerung über diese Dauerbelastung schaffte sich bisweilen in bissigen Spottversen Luft: „Kein Fett, kein Fleisch, um acht ins Bett, den Arsch kaum warm - Fliegeralarm.“

Als ab Herbst 1943 die Bombardements in voller Wucht auf die Städte niederprasselten, herrschte unter der Bevölkerung bereits eine Mischung aus Verzweiflung, Erschöpfung und Lethargie. In die allgemeine Missstimmung mischten sich wilde Gerüchte, Schreckensnachrichten und immer wieder Gereiztheiten. Manche Gerüchte beunruhigten das Regime wegen der Gefährdung

der politischen Zustimmung und Aushöhlung der Kampfmoral. So trat die NSDAP in einer großangelegten Propagandaaktion im August 1943 der Behauptung entgegen, dass alte Menschen über dem 65. Lebensjahr künftig ohne medizinische Versorgung bleiben sollten und ihre Wohnungen an fliegergeschädigte Familien abzugeben hätten.

Unter der Missstimmung hatten besonders die ausgegrenzten Minderheiten zu leiden. In der Aktenüberlieferung finden sich Beispiele, dass Juden und Menschen jüdischer Abkunft verhöhnt, verspottet und bespuckt wurden als seien sie, wie die Nazipropaganda behauptete, die eigentlichen Verursacher des allgemeinen Unglücks. Ein alteingesessener jüdischer Bürger Frankfurts, Inhaber des EK II aus dem Ersten Weltkrieg und verheiratet mit einer nichtjüdischen Frau, wurde bei dem Angriff am Vormittag des 4. Oktober 1943 in einer kleinen Hütte, die er als Zwangsarbeiter in einer Ziegelei aufsuchte, verschüttet. „Die herbei gerufenen Sanitäter verweigerten dem Juden unter Beleidigungen und Schmähungen jede Hilfe. Darauf legte ihn sein jüdischer Arbeitskamerad auf einen Schubkarren und fuhr den Verwundeten durch die Stadt zu dem damals für die Juden zugelassenen jüdischen Arzt. Beide Männer, durch den Judenstern gebrandmarkt, wurden auf dem Elendszug verhöhnt und bespuckt.“ „Lass doch den Judd verrecke“ war nur eine der Verwünschungen, die man ihm nachschrie.

In einem weiteren Fall schleppten Frauen einen 80-jährigen Mann in den Luftschutzkeller, der aus verschiedenen Verletzungen und einer klaffenden Schädelwunde blutete. Zwei Fronturlauber hatten den Judenstern dieses Mannes entdeckt und den 80-Jährigen in einer Angriffspause auf die Straße gestoßen und ihn dort zusammengeschlagen. Der herbei eilende Luftschutzwart verbot brutal jede Hilfe. Der Verletzte starb einige Wochen später.

Auf der anderen Seite gab es natürlich auch viel Kritik an der NSDAP und an der politischen Führung. Nur selten findet sich in den offiziellen Lageberichten deutliche Empörung. Schon im Oktober 1941 kam es in Frankfurt nach einem Bombenabwurf einmal zu einem solchen „bedauerlichen Zwischenfall, als ein höherer Amtswalter in angetrunkenem Zustand in einem Kraftwagen zur Schadenstelle kam und dort von der Menge erkannt und beschimpft wurde.“ Sonst aber wurde Kritik meist nur im vertrauten Kreise und vorsichtig geäußert. Solche Kritik galt als „Wehrkraftzersetzung“. Denunzianten gab es überall. Geriet man ins Visier der Gestapo und der Justiz, dann war eine Aburteilung als Volksschädling vor einem Sondergericht oder in letzter Instanz vor dem Volksgerichtshof die Konsequenz. Schließlich arbeitete in Preungesheim, was den Frankfurtern durchaus bekannt war, eine der zentralen Hinrichtungsstätten des Dritten Reiches.

Wer die deutschen Siegesaussichten in Zweifel zog und die

Wehrmachtberichte als Lügenpropaganda bezeichnete, riskierte zumindest eine Verurteilung nach dem Heimtückegesetz oder der Volksschädlingsverordnung. Die Verbreitung von Nachrichten ausländischer Rundfunksender konnte zu Todesurteilen führen, die Schrecken verbreiteten. Offiziell hieß es zwar, dass die „öffentlichen roten Anschläge“ über den Vollzug von Todesurteilen in Preungesheim wenig Beachtung fänden, aber diese Version spricht eher dafür, dass die Bedrohung auf eine beklemmende Weise allgegenwärtig war. Noch im Februar 1945 vermeldete ein Lagebericht: „Die pessimistische Beurteilung der Kriegslage durch viele Volksgenossen hält an, wenn auch die Äusserungen mit der Einrichtung der Standgerichte vorsichtiger geworden sind.“

Zielorte im Stadtgebiet

Die Fliegerangriffe galten bis zum September 1943 zuerst den Industriezonen außerhalb des Stadtkerns. Bahnhöfe und Eisenbahngleise galten als militärstrategische Ziele, mit betroffen waren davon aber zumeist die benachbarten Wohnstraßen, also in Frankfurt vor allem die Hellerhofsiedlung, die Idsteiner Straße und die Rebstöcker Straße. Die geringe Zielgenauigkeit oder, anders ausgedrückt, die weite Streuung der Bombenabwürfe gestattete keine präzise Beschränkung auf militärische Objekte. So waren bereits im Juni 1940 die Gebiete um die Eisenbahnstationen be-

sonders betroffen. Das galt nicht nur für die Nähe des Hauptbahnhofes, sondern gleichermaßen für das Ostend und die Gleisanlagen des Ostbahnhofes, die im August 1940 mehrfach getroffen wurden.

Ziele von Bombenangriffen waren natürlich die großen Industrieunternehmen. Das Werk Hoechst der IG Farben erhielt schon im September 1940 einige Treffer. Im Mai 1941 kam es zu erneuten Angriffen auf Höchst, auf das Eisenbahnwerk Nied und auf die Industrieanlagen in Griesheim. Die Streuung der Bombenabwürfe nahm aber auch Sossenheim und Unterliederbach in Mitleidenschaft. Auch das Gelände der Naxos-Union in der Nähe des Zoos sowie die Industriegebiete in Seckbach und Fechenheim wurden im August 1941 angegriffen. Natürlich gab es immer wieder auch Fehlwürfe, so dass Bomben bisweilen auch in reine Wohngebiete fielen. Zwischen September 1941 und August 1942 blieb der Frankfurter Raum von Bombenangriffen im wesentlichen verschont. Im August 1942 wurde das VDO-Tachometerwerk angegriffen und auf dem Werksgelände die Wohnbaracken für Kriegsgefangene und Fremdarbeiter in Mitleidenschaft gezogen. Dann wiederum trat eine lange Phase der Ruhe im Luftkrieg ein, die bis zum September 1943 dauerte.

Die Serie der systematischen Flächenbombardements, die nicht mehr vordringlich den Rüstungsbetrieben und militärischen Zielen galten, sondern unterschiedslos die Vernichtung der Stadt und

die Tötung der Zivilbevölkerung bezweckten, begann in Frankfurt am Main mit einem Angriff am 4. Oktober 1943. Die größten Zerstörungen verursachten die Großangriffe am 18., 22. und 24. März 1944. Danach gab es in Frankfurt nochmals einen Großangriff am 12. September 1944, bei dem mindestens 500 Flugzeuge im Einsatz waren und 2.000 Sprengbomben und 240.000 Brandbomben abwarfen. Am 8. März 1945, also 20 Tage vor der Einnahme der Stadt durch amerikanische Truppen, wurde Frankfurt nochmals von einem Tagesangriff von 300 Flugzeugen getroffen, die rund 1.000 Sprengbomben und 100.000 Brandbomben auf die schon in Ruinen liegende Stadt herunter fallen ließen.

Die Schäden des Angriffs vom 4. Oktober 1943

In den Tagen nach diesem ersten Großangriff auf Frankfurt am Main liefen bei der Stadtverwaltung die einzelnen Schadensmeldungen zusammen, so dass eine Art Schadensbilanz eine erste Übersicht erlaubte. Während in der Innenstadt, vor allem in der Nähe vom Paulsplatz und Neue Kräme nur einzelne Gebäude zerstört worden waren, registrierte man schwere Beschädigungen bei den Kraftwerken und den Wasserwerken. Die Pumpwerke am nördlichen Stadtrand waren lahmgelegt. Auch der Fernmeldedienst funktionierte zeitweise nicht mehr. Verschiedene Krankenhäuser waren schwer beschä-

digt. Das galt vor allem für das Krankenhaus in Sachsenhausen und für die israelitischen Krankenanstalten am Röderbergweg. Das Krankenhaus in der Gagernstraße und das Hospital zum Heiligen Geist waren schwer getroffen. Dort hatten drei Schwestern, 51 Kinder und eine Ärztin den Tod gefunden. Für die medizinische Versorgung der Bevölkerung war besonders bedeutsam, dass eine Reihe großer Apotheken schwer beschädigt worden waren. Auch 50 Bäckereien und 50 Einzelhandelsgeschäfte waren zerstört. Im Osthafengebiet waren durch Bombeneinwirkungen 35.000 Doppelzentner Mehl und 24.000 Doppelzentner Zucker vernichtet worden, was angesichts der Lebensmittelrationierung für die Frankfurter Bevölkerung erhebliche Engpässe verursachte. Schwere Schäden hatten die Werke der Naxos-Union getroffen. In der Stadtverwaltung registrierte man auch, dass acht Schulen total zerstört waren und weitere 23 Schulen schwere Beschädigungen erlitten hatten. Die Hochschule für Musik und das Volksbildungsheim waren bis auf das Erdgeschoss eingestürzt. Oberbürgermeister Krebs fasste seinen Eindruck wie folgt zusammen: „So beklagenswert diese Verluste an unersetzlichen Kulturwerten sind, so zeigt doch der Gesamtüberblick über die Schadensgebiete, dass das Stadtbild im großen und ganzen erhalten geblieben ist [...] unsere Stadt kann wiederhergestellt werden, ist nicht tödlich getroffen. Ich würde mich glücklich schät-

zen, wenn es bei diesem Angriff bleiben und nicht weitere noch größere und schwerere Zerstörungen angerichtet würden.“ Die Hoffnungen des Oberbürgermeisters wurden indes schwer enttäuscht.

Die Märzangriffe 1944

Eine Serie von Großangriffen legte im März 1944 ganz Frankfurt in Schutt und Asche. Am 18. März 1944 um 21.30 Uhr erschien eine Bomberflotte der Royal Air Force von 769 Maschinen, gestaffelt in sechs Wellen am Himmel über Frankfurt. Zehn große Luftminen, mehr als 200-Zehnzentner-Bomben, über 2.100 Sprengbomben, 20.000 Flüssigkeitsbomben und rund 800.000 Stabbrand-Bomben prasselten auf die inneren Stadtgebiete nieder. Es entstanden 1.673 Großbrände. 421 Menschen kamen ums Leben. 2.358 Wohnhäuser wurden zerstört. 55.000 Einwohner waren über Nacht obdachlos und hatten ihr Hab und Gut verloren. Der Altstadt kern mit seinen Fachwerkhäusern stand in Flammen, die Paulskirche, das Fürsteneck, die Mehlwaage, die Häuser um den Weckmarkt, das Lang- und Querhaus des Doms brannten aus. Vier Tage darauf, am Abend des 22. März stürzte ein weiterer Bombenhagel auf Frankfurt ein: 42 Luftminen, mehr als 1.200 Sprengbomben, 12.000 Flüssigkeitsbomben, 1,2 Millionen Stabbrand-Bomben. Die Häuser zwischen Römerberg und Dom brannten nieder, die Gebäude am

Kornmarkt und am Hirschgraben, auch das Goethe-Haus stürzten zusammen. Schwer betroffen waren die Wohngebiete zwischen dem inneren Anlagenring und dem äußeren Alleenring. 2.762 Großbrände wurden entfacht, 4.160 Wohnhäuser gänzlich zerstört, 1.000 Menschen getötet. Als sich der Feuersturm ausgelebt hatte, die Brandstätten auskühlten, ragten meist nur noch Außenwände mit leeren Fensterhöhlen in den Himmel.

Gleichwohl erfolgte zwei Tage später, am Vormittag des 24. März 1944, noch ein weiterer Vernichtungsschlag, ein Großangriff der US-Luftwaffe. Noch einmal gab es 372 Tote und 331 Großbrände.

Frankfurt war zerstört: Ausgebrannte Ruinen säumten die Straßen. Der Stadtkern, insbesondere der Altstadtbereich, war ein einziges wüstes und gestaltloses Trümmerfeld. Rund 70% der Wohnhäuser waren zerstört, in der Innenstadt sogar 90%. Die gotische Altstadt war ein einziges Trümmerfeld. Kein Haus stand mehr. Der Römer war völlig ausgebrannt. 80.000 Wohnungen waren zerstört. 160.000 Menschen wurden obdachlos. Viele der Ausgebombten verließen die Stadt. Bei Kriegsende lebten von den einst 550.000 Einwohnern nur noch 265.000 Menschen in der Ruinenstadt, zusammengepfercht in den erhaltenen Wohnungen, in Behelfsunterkünften und Kellern. Mochte man dort, wo Fundamente und Umfassungsmauern, vielleicht noch das Erdgeschoß und eine weitere

Etage standen, an einen einfachen Wiederaufbau denken, bei den weiten Trümmerfeldern der Innenstadt stellte sich diese Frage in einer ganz anderen Dimension.

Katastrophe und Trauma

Die systematische Bombardierung der Innenstadt erlangte daher durch das Ausmaß der Zerstörung eine Steigerung der Zerstörung, eine qualitative Veränderung, einen Schicksalsumschwung, der eine Wendemarke in der Dramaturgie der Stadtgeschichte darstellt.

Hierin liegt der Unterschied zu den Brandkatastrophen der Vergangenheit und zum natürlichen Prozeß der Stadterneuerung. Dieser wird bestimmt vom Alter der Bausubstanz, von Verfall und Renovierung, von Umbau und Erweiterung, von Abriß und Neubau, vom Wandel der Generationen und vom Wechsel des baukünstlerischen Geschmacks, selbstverständlich auch vom Steigen der Bodenpreise, vom Profitstreben und einer maximalen Nutzung der Bodenrendite. Stadterneuerung ist unvermeidlich ein Prozeß der fortschreitenden baulichen Verdichtung, am stärksten im Stadtkern, wo die Zusammenballung aller Marktfunktionen zur City-Bildung führt.

Die Probleme der Stadtgestaltung existierten freilich schon, als Frankfurt noch eine unversehrte Mitte besaß. Die Anzeichen des Verfalls waren in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts bereits

unübersehbar. Die alten ehrwürdigen Privathäuser der Altstadt boten einen traurigen Anblick im Vergleich mit den Prachtbauten der Gründerzeit an der Zeil, am Rossmarkt und der Kaiserstraße. Die ersten tiefen Eingriffe in die überlieferte Bausubstanz erfolgten schon vor der Jahrhundertwende. Bereits 1878 wurden Teile der Südseite der Alten Judengasse niedergelegt, später wurden Nord- und Ostseite mit Wohn- und Geschäftshäusern im Stil wilhelminischer Bürgerlichkeit bebaut. Mit dem großen Durchbruch in der Bethmann- und Braubachstraße wurde ein paralleler Straßenzug zur Zeil geschaffen.

Der Interessengegensatz von Stadterhaltung und Stadterneuerung wurde den Frankfurtern aber erst in den Jahren der Weimarer Republik so richtig deutlich. Es war nicht zu leugnen, dass die Altstadt allmählich verfiel. Die wohlhabenderen Bürger ließen ihren ererbten Besitz längst nicht mehr renovieren, sondern waren in die Villen und Neubauten des Westends oder der Vorstädte gezogen. Die schleichende Verelendung der City hatte begonnen. Die als „Kern der Großstadt“ in mittelalterlicher Ursprünglichkeit erhalten gebliebene Altstadt bereitete den Kommunalpolitikern zunehmend schwere Sorgen. Mit farbenfrohem Anstrich, der den Reiz der Architektur wieder betonte, wurde bloß eine romantische Kulisse geschaffen, die lediglich „den Sumpf der Großstadt voller Armut und Elend, Prostitution und Verbrechen“ verberge.

In ihren Elendsquartieren seien die Wände feucht, der Schwamm zerfresse das Holzgebälk und Fäulnis und Moder verpeste die Luft. Eine Art Bürgerinitiative gründete 1922 den „Bund tätiger Altstadtfreunde“. In Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung und dem Bezirkskonservator entstand in siebenjähriger Arbeit ein genaues Altstadtkataster, das die hygienischen, baulichen und wirtschaftlichen Daten für die künftige Sanierung festhielt. Die Einsicht in die historische Qualität der Frankfurter Altstadt war geweckt worden.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten war die Stadtverwaltung forsch ans Werk gegangen. Die Altstadtsanierung sollte im wesentlichen durch Abriss vorankommen. Für neue Straßenverbindungen schritt man zur Zwangsenteignung, um ganze Straßenzüge niederzulegen. Im Januar 1938 fielen die ersten Häuser. Der Satz, die Frankfurter hätten die Spitzhacke an ihre Altstadt gelegt, noch ehe die Bombenteppiche des Zweiten Weltkriegs niedergingen, ist in dieser Vereinfachung sicher nicht richtig. Aber ganz falsch ist er auch nicht. Hitler, der sich als verhinderter Baukünstler und Baumeister verstand, ließ ab 1940 die gesetzliche Grundlage für eine völlige „Neugestaltung der deutschen Städte“ schaffen. Auch in Frankfurt wurden bald Umbaupläne von gigantischem Ausmaß diskutiert. Das ganze Viertel an der Gutleutstraße zwischen Friedensbrücke und Untermainbrücke sollte in nationalsozialistische Herrschaftsart

chitektur umgestaltet werden. Besonders die Pläne des Gauleiters für das Gauforum der NSDAP im Süden der Stadt sahen eine Beeinträchtigung der gewachsenen Bausubstanz vor. Bei einer Tagung der Oberbürgermeister unter dem Vorsitz des inzwischen zum Innenminister ernannten Reichsführer SS hieß es 1944 schließlich, der Bombenkrieg habe auch sein gutes: er schaffe Platz für einen zeitgemäßen Wiederaufbau.

Nach dem Ende des Krieges und der Beseitigung der nationalsozialistischen Diktatur erwiesen sich die Probleme der Stadtgestaltung allerdings als so groß, dass eine einheitliche Lösung, trotz heftiger Diskussionen in der Öffentlichkeit, nicht gefunden werden konnte, sondern lediglich partielle Provisorien entstanden, die sich schnell wieder überlebten.

Die Vorgaben der Stadtplaner wandten sich gegen ein kleingliedriges Netz von Straßen und Gassen, kämpften gegen die verwinkelten Grundstückszuschnitte und die alten Eigentumsverhältnisse und wünschten sich eine ganz neue soziologische Struktur.

Diese Vorgaben waren zugleich eine Entscheidung gegen den Wiederaufbau in den alten Bauformen, mit anderen Worten: eine Art zweite „geistige Zerstörung“ der alten Stadt. Wiederaufgebaut wurden nur Einzelbauwerke von symbolischer Bedeutung wie das Goethe-Haus, die Paulskirche, der Römer und der Dom. Vom Römerberg wollte man nur die frühere städtebauliche Grund-

form beibehalten, also den Platz als solchen, die Randbebauung dagegen sollte „unter Vermeidung alles historisierenden in zurückhaltenden schlichten Formen unserer Zeit“ erfolgen. Alle fragwürdigen Rekonstruktionsversuche in der Innenstadt wollte man vermieden wissen. An die Stelle der bisherigen „romantischen Spielereien“ sollten „großzügige Vereinfachungen“ treten, da die geistigen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen der neuen Zeit andere sind als die jener Epochen, aus denen die Impressionen der überlieferten Altstadtbilder stammten.

Damit waren Grundsatzentscheidungen gefallen, die zeigen, wie die Frankfurter Stadtentwicklung nach der Zerstörung durch den Bombenkrieg eine neue Richtung einnahm. Die erste Grundsatzentscheidung zielte auf eine verkehrsgerechte Stadt, die mit dem Durchbruch der Berliner Straße andere urbane Funktionen zerstörte. Die Nord-Südverbindungen der Innenstadt sind durch diese Trasse geradezu zersstückelt, der Zugang zum Main regelrecht amputiert. Die Fahrgasse, von den Planern als stille Geschäftsstraße konzipiert, einst eine der Hauptverkehrsadern der Stadt, ist in Wirklichkeit zu einer toten Straße geworden. Die Entscheidung für die Wohnbebauung der Altstadt brachte Siedlungskomplexe nach dem Muster von Retortenstädten in das Zentrum. Sie haben nichts als den Charme der Trabantenstädte und die Einförmigkeit oder Tristesse einer kulturlosen Arbeits- und

Konsumgesellschaft, der lediglich die Illusion eines Wohnens im Grünen geblieben ist. Schließlich belegt die Unfähigkeit der Altstadtbebauer, namentlich das Areal zwischen Dom und Römer, dass die Zerstörungen des Bombenkrieges der Stadt mit ihrer historischen Mitte auch die geistige Substanz der Bürgerstadt geraubt haben. Man ließ die abgeräumte Trümmerfläche erst als Parkplatz und dann als Höckerzone für eine Tiefgarage liegen. Die später entstandenen Bauwerke, das Technische Rathaus als Beispiel oder auch die an Funktionsuntüchtigkeit kaum zu überbietende Ausstellungshalle „Schirn“, blieben vergängliches Stückwerk. Die Unfähigkeit zur Bebauung der einstigen Stadtmitte deutet auf die Schwere der psychischen Verletzung, die durch die Kriegspolitik der nationalsozialistischen Epoche und die Bombenzerstörungen des Zweiten Weltkriegs entstanden ist. So bleibt diese Zerstörung ein Trauma der Frankfurter Stadtentwicklung.

Der Autor:

geb.1941 in Frankfurt am Main, apl. Professor für Neuere Geschichte an der Goethe Universität in Frankfurt am Main, bis 2003 Leiter des Instituts für Stadtgeschichte der Stadt Frankfurt.

Veröffentlichungen (Auswahl):

Ludwig Landmann. Frankfurter Oberbürgermeister in der Weimarer Republik, Wiesbaden 1975. Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1989.

Hrsg.: Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers. Studien zum politisch-administrativen System, Göttingen 1986.

Literatur zum Thema (Auswahl):

Frankfurt am Main. Die Geschichte der Stadt in neun Beiträgen, Sigmaringen 1994.

Evelyn Hils-Brockhoff und Tobias Picard, Frankfurt am Main im Bombenkrieg, Gutensberg-Gleichen 2004.

Karl Krämer, „Christbäume“ über Frankfurt 1943, Frankfurt 1983.

Armin Schmid, Frankfurt im Feuersturm. Die Geschichte der Stadt im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt 1965.

Wolfgang Wippermann, Das Leben in Frankfurt zur NS-Zeit, Frankfurt 1984.

Jörg Friedrich

Die Rechtsnatur der anglo-amerikanischen Bomberoffensive im Zweiten Weltkrieg

I.

Im Nürnberger Prozess gegen das Oberkommando der Wehrmacht beschuldigte die US-Anklage den Befehlshaber der 3. Panzerarmee, Generaloberst Hans-Georg Reinhardt, bei der Auskämmung „partisanendurchsetzter“ Wälder zu Vergeltungsexzessen gegriffen zu haben. In der Razzia „Kugelblitz“ hatte die Sicherungsdivision 201 fünfunddreißig Gefallene, siebenundzwanzig Gefangene und fünfhundertfünfzig Hingegerichtete gemeldet bei fünf Eigenverlusten – einem Toten und vier Verwundeten. „Sie können das doch nicht eine Schlacht nennen! War es nicht in Wirklichkeit eine Ausrottung, nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen und Kindern?“

Reinhardt erklärte, dass vor der großflächigen Auskämmung der Waldareale Flugblätter abgeworfen wurden. Friedliebenden Privatpersonen stand es frei, herauszukommen und sich zu ergeben. Überdies seien bei der Entleerung der ringsum eingekesselten Wälder Tausende von Banditen gefangengenommen und anschließend in Schuldige und Unschuldige getrennt worden. Mit einem Seitenhieb auf die Luftkriegspraxis der Anklageseite fügte Reinhardt hinzu, er hät-

te mit seinen Jagdbombern die Partisanenzonen auch abbrennen und alle dort Anwesenden töten können. Dann hätte er denn wohl dem Völkerrecht Genüge getan. Das Gericht befand, dass dies Argument nichts zu tun habe mit der hier verhandelten Sache. Mit der Sache nicht, aber mit der Rechtslage. Am Unrechtsgehalt der Razzien Reinhardts änderte sich nichts, wenn die Städte-Verbrennungen im anglo-amerikanischen Bombenkrieg als Kriegsverbrechen erkannt worden wären. Es sei denn, das Urteil hätte sich der Verteidigung der deutschen Generalität angeschlossen, dass die Schutzgüter des herkömmlichen Kriegsrechts einem verflochtenen Kriegsbild angehörten: Im modernen, dem totalen Krieg existiere keine Schonung mehr; jede Sache oder Person sei eingefügt in militärische Zwecke und deshalb legitimes militärisches Ziel.

Bekanntlich annullierte der Nürnberger Kriegsverbrecherprozess aber nicht das überkommene Kriegsrecht, sondern bekräftigte seine Gültigkeit. Sie betrifft zwei Sektoren, die geächteten Waffen und die zwei geschützten Personengruppen – Gefangene und inoffensive Zivilbevölkerung. Das Verbot etwa von Gas- und Bakterieneinsatz reguliert das Gefecht nach innen, die Immuni-

tät von Non-Kombattanten und Gefangenen begrenzt es nach außen.

In seiner 1970 erschienenen Schrift „Nürnberg und Vietnam“ bedauert der seinerzeitige Hauptankläger der 12 Nürnberger Nachfolgeprozesse, Telford Taylor, dass der Internationale Strafgerichtshof keine Leitsätze zum Luftkrieg formuliert habe. Darum fehle es an Maßstäben, etwa das Bombardement Vietnams rechtlich zu würdigen.

Das Versäumnis, im Hauptkriegsverbrecherprozess Göring, als Oberbefehlshaber der Luftwaffe, und im OKW-Prozess Hugo Sperrle, den Befehlshaber der Luftflotte 3, der Angriffe auf London und Coventry im Herbst 1940 zu zeihen, rührt allerdings nicht aus den Urteilen. Die Anklage schwieg. Taylor musste Sperrle keineswegs nur mit dem Einsatz sowjetischer Kriegsgefangener in der Luftbaubrigade 12 belasten und damit scheitern. Sein Angeklagter war ein Pionier des Terrorangriffs auf Innenstädte. Er trug die Verantwortung für die Einsätze gegen Guernica und Madrid. Im März 1939 nahm er an Planbesprechungen der Luftwaffe teil, die festlegten, dass „der Kampf gegen das mittelenglische Industriegebiet als reiner Terrorangriff geführt werden muss. Ich werfe lieber Bomben auf zusammengeballte Städte als auf die weit zerstreuten E-Häfen und Fliegerhorste.“

Eigentümlicherweise besaß die Luftwaffe damals keinen einzigen schweren Bomber, der die Strecke von der Reichsgrenze bis

nach England hätte bewältigen können. Nur die Eroberung der belgisch-französischen Kanalküste setzte Sperrle von September 1940 an in die Lage, bis zum Jahresende 14.000 britische Zivilisten zu töten.

Wenn Taylor in seiner Anklageschrift dies nicht weiter erwähnenswert fand, mag dem Winston Churchills Begehrt zugrundeliegen, denselben Punkt keinesfalls in die Göring-Anklage aufzunehmen. Die längste Zeit des Krieges, über vier Jahre lang, war die See und die Luft das britische Hauptkampfgebiet. Die Verhandlung des Bombenterrors hätte die Westalliierten zu Pächtern in eigener Sache gemacht. Und solange sie die Waffe ihres Sieges nicht kriminalisierten, blieb sie scharf. Die Überlegenheit, die diesen Mächten im Ringen gegen Deutschland und Japan zugewachsen war, lag in ihren Luftstreitkräften. Sie konnten, wie Telford Taylor zum Vietnamkrieg anmerkt, in einer kriegsrechtlich nicht fixierten Sphäre operieren. Dem Krieg der Landmächte hatte das Nürnberger Gericht rechtlich engste Grenzen gesetzt, den Krieg zur Luft als Nothilfe den himmlischen Scharen freigestellt. Er war selbst ein Gericht. Wie „Operation Gomorrah“, der Codename des Hamburg-Angriffs im Juli 1943, nahelegt: das Gericht des Höchsten! Luftmacht war Gerichtsmacht und umgekehrt.

Telford Taylor, später historischer Schriftsteller und Rechtslehrer, gibt als solcher einige Gesichtspunkte zu bedenken, denen er

als Prozessveranstalter und General wohlweislich ausgewichen war. Das Fragwürdige an den nach dreißig, vierzig, sechzig Jahren angestellten Rechtsüberlegungen ist indes ihr Meinungscharakter: Ein Kriegsverbrechen ist nicht, was dieser dafür und jener nicht dafür hält. Durch den Weltkrieg, seinen Verlauf, Ausgang und Gerichtsepi-log ist eine Rechtswirklichkeit hergestellt worden. Die Flächenvernichtungsbombardements der deutschen Städte gelten historisch weder im Ereignis noch in der Methode als ein Unrecht. Durch Räsonnementen können sie nicht rückwirkend dazu ernannt werden.

II.

In Taylors Schrift von 1970 finden sich bedenkenswerte Thesen über das Zustandekommen von Recht auf dem Wege des Verschwindens von Unrecht. Unrechtes hört auf, ein solches zu sein und wird Zulässiges, Richtiges, notwendigerweise nicht länger zu Verbotendes, Rechtmäßiges. Dazu wählt er als Beispiel die Bergungsregeln des Londoner Seerechtsvertrages, welcher Kriegsschiffen gebietet, schiffbrüchige Marineangehörige aufzulesen. Die Nürnberger Anklage beschuldigte Karl Dönitz, dies Gebot übertreten zu haben. 1970 schreibt Taylor indessen, die deutschen U-Bootrudel hätten „blanken Selbstmord“ begangen, wären sie zur Rettung der auf dem Wasser treibenden Gegner aufgetaucht. Diese Erkenntnis verdankt sich aber nicht der

Einlassung Dönitz', sondern dem US-Befehlshaber im Pazifik, Admiral Nimitz, der dem Nürnberger Gericht zur Entlastung seines früheren Gegners offenbarte, dass amerikanische U-Boote ebenfalls keine Gefangenen machten. Ein U-Boot hat gar keinen Platz, um solche aufzunehmen. „Durch die Praxis beider Seiten“, schreibt Taylor „waren unter dem Zwang der militärischen Notwendigkeiten die Londoner Bergungsvorschriften nicht mehr wirksamer Teil des Seekriegsrechtes.“ Fasst man dies als einen Vertrag auf, sind tatsächlich alle Bindungen hinfällig, wenn die vertragsschließenden Parteien kündigen. So hatten es die Angeklagten des OKW-Prozesses ebenfalls verstanden. Die Haager Landkriegsordnung war der Vertrag eines anderen Kriegsbildes, das die Krieger verlassen hatten. In einem Schriftsatz Rudolf Lehmanns, Chef der Wehrmichtsrechtsabteilung, heißt es: „Wer im Jahre 1907 im Haag die Delegierten gefragt hätte: ‚Ist bei Fortentwicklung der Waffen eine Situation möglich, in der bei der Kampfhandlung eines einzigen Tages 180.000 Zivilpersonen im Einklang mit dem Völkerrecht getötet werden?‘, der würde von einem Sturm der Entrüstung weggefegt worden sein.“ Doch waren die Waffen fortentwickelt und die Entrüstung rückentwickelt worden. In den militärischen Notwendigkeiten des totalen Krieges sind die früheren Vorschriften erodiert. Taylor erschrickt vor der „wachsenden Selbstverständlichkeit, mit der Luftangriffe auf

Wohngebiete hingenommen wurden“, kommt indes zu dem Urteil, dass eine höhere Normenbildung wünschenswert sei, doch in der Realität „das Kriegsrecht keinen eindeutig umrissenen Inhalt hat, sondern durch die Erfordernisse und Notlage der Kriegführung immer wieder neue Gestalt bekommt“.

Die Praxis des Vietnamkriegs hat dann Taylor und Lehmann zusammengeführt. Gegen die Theorie, dass die militärische Notwendigkeit der wahre Rechtsgeber sei, argumentierte das Nürnberger Gericht noch mit Zivilisationsgrundsätzen, entwarf ein „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ und zitierte Präzedenzen wie den Fall des Ritters Hagenbach aus dem Jahre 1447.

An der Unmenschlichkeit des Bombenkriegs lässt Taylor keinen Zweifel und fragt: „Macht es irgendeinen bedeutenden Unterschied, ob ein Kind in den Armen seiner Mutter von einer aus großer Höhe abgeworfenen Bombe oder durch das gezielte Nahfeuer eines Infanteristen getötet wird?“ Andererseits sei auf allen Weltkriegsseiten „die massive Bombardierung von Bevölkerungszentren zum Zwecke der Zerstörung von Wohnungen und der Vernichtung oder Terrorisierung der Bevölkerung unangefochtenes Moment ‚des strategischen Luftkriegs‘ gewesen.“ Wenn dies offenbar toleriert werde, warum nicht, wenn unter diesen Vorzeichen alliierte Bodentruppen sich berechtigt gefühlt hätten, „mit feuerndem Gewehr in deutsche und japanische Städte

einzudringen und Kinder, die das Bombardement überlebt hatten, niederzuknallen“? Das genau war die Frage des Generalobersten Reinhardt in Nürnberg gewesen. Was ist der Unrechtsgehalt der Kindertötung, die Schussrichtung? Wäre die Horizontale der MG-Garbe das Verbrechen und die Vertikale der Fliegerbombe regelkonform?

Sein selbst konstruiertes „Dilemma“ hält Taylor für kaum lösbar. Dergewöhnlich getroffene Unterschied in der subjektiven Haltung der MG- und der Bombenschützen, welche letztere „unpersönlicher“ vorgehen, überzeugt Taylor wenig, er verschweigt warum.

Die Bodentruppen könnten beispielsweise ebenfalls unpersönlich vorgehen und einen Ort aus vier Kilometern Entfernung unter Artilleriebeschuss nehmen, dies entspricht der Bombardierungshöhe. Gemäß Artikel 25 der Haager Landkriegsordnung stellt dergleichen bei unverteidigten Orten ein Kriegsverbrechen dar; inkriminiert würde also tatsächlich nichts als die Schussrichtung. Aus logischer Notwendigkeit ist solch ein Unfug unerträglich, eine Rechtsnorm lässt sich daraus nicht bilden.

Das Kriegsrecht definiert Taylor nicht als Kanon von Normen, weil schlechterdings keine Instanz existiere, sie durchzusetzen. Die Parteien entscheiden autonom darüber, was sie tun und lassen, gehen darüber Vertragsbindungen ein und gehen wieder darüber hinweg. Die einzig akzeptierte Norm, die militärische Notwendigkeit, sorgt sich weniger um

Begriffslogik als um die Vernunft der Waffe. „Wenn ein Flieger der Alliierten über Berlin seine Bomben abwarf, so befand er sich in einer völlig anderen Situation als der Besatzungsinfanterist in einer deutschen Stadt. Der Flieger hatte ein Zentrum der deutschen Kriegsmaschinerie anzugreifen und zwar mit einer Waffe, die unter den Personen innerhalb des luftgefährdeten Gebietes ebensowenig Unterschiede machen kann, wie dies bei einer Flottenblockade für den Kapitän eines Kriegsschiffes möglich ist. Der Infanterist war hingegen Mitglied einer Truppe, die besiegtes Territorium besetzte und befand sich in der Lage, innerhalb der Bevölkerung Unterschiede zu machen und seine militärischen Aufgaben zu erfüllen, ohne dabei Kleinkinder töten zu müssen.“ Das Verhängnis des Bombenkriegs bestand indes darin, dass in gewissen Phasen seine militärische Aufgabe darin bestand, Kleinkinder zu töten.

Deutsche Luftkriegshistoriker haben gelegentlich auf den strukturellen Zusammenhang zwischen Seeblockaden und Flächenbombardements hingewiesen. Im Unterschied zum herkömmlichen Landkrieg, der Heere mit Heeren konfrontiert, zielt die Seeblockade auf die Gesamtheit der Nation. Insbesondere die rechtlich strittige „weite Blockade“, die im Ersten Weltkrieg Deutschland vom Atlantikverkehr abriegelte, setzte die Zivilbevölkerung dem Hunger aus, der zuerst die Schwächsten dahin raffte, Kleinkinder, Kranke und Greise, Personen mithin, die

außerhalb jeglicher Kriegsanstrengungen stehen. Dem Hunger erlagen 1914/18 etwa 800.000 Menschen, etwa soviel wie 1941/44 in einer einzigen Stadt, dem belagerten Leningrad. Das Ziel und nicht das Nebenprodukt einer solchen Waffe ist die Schikane. Wer nicht verhungern möchte, soll aufbegehren, streiken, putschen, kapitulieren. Das ist auch der Inhalt des „moral bombing“ im Zweiten Weltkrieg.

Taylor räumt ein, dass Zivilvernichtung in einem gewissen Verhältnis zu dem Militärziel stehen müsse. Wenn nicht, dann liege ein Kriegsverbrechen vor. Hiroshima mit seinen 90.000 Toten sei kriegsrechtlich gedeckt, Nagasaki mit seinen 39.000 Opfern nicht. Auch Dresden mit seinem Menschenverlust von 35.000 „dürfte das Gewissen dieser Mächte heut noch belasten.“ So viel hält das Gewissen aus, zumal Winston Churchill, der Hauptverantwortliche, sich nicht mit den Proporzberechnungen des Nürnberger Anklägers abgab. Ihn dünkte die Tötung der Städtebewohner, die noch im Ersten Weltkrieg für verboten gegolten habe, im Zweiten Weltkrieg erlaubt, denn die Rechtssätze wechselten wie Damenmoden: die Röcke seien heute lang, morgen kurz. Das einzig Konstante ist, dass der Besiegte gegen den Sieger keine Kriegsverbrecherprozesse veranstaltet.

Als Erster Lord der Admiralität hatte Churchill die Hungerblockade errichtet, ohne später dafür zu haften, während dem Admiral Tirpitz das Kriegsgericht drohte

für die Torpedierung der „Lusitania“, ein Sprengstoff transportierendes Passagierschiff. Für den Fall seiner Niederlage rechnete Churchill, welche Rechtsmode er auch tragen mochte, fest mit dem Schafott.

Auch das galt es im Bombenkrieg zu verhindern. Der Verlierer verliert auch das Recht und wird Verbrecher. Die Differenzierung von Dresden und Hamburg hätte in Hitlers Luftkriegstribunal so brennend interessiert wie in Nürnberg Lehmanns Darlegungen zur Haager Landkriegsordnung. Im übrigen differenziert Taylor Sachverhalte, die sich nie so zugetragen haben. Dreißig Jahre nach Beginn der Städtebombardements, zehn Jahre nach Erscheinen der drastisch informativen „Offiziellen Britischen Luftkriegsgeschichte“ hält der prominenteste Kenner des Militärverbrechens noch an dem Mythos des Dresden-Exzesses fest. Was unterscheidet ihn denn in der umgebenden Vierteljahres-spanne von Heilbronn, Freiburg, Düren, Wesel, Pforzheim, Hildesheim, Swinemünde, Würzburg, Halberstadt etc.? Seiner ganzen technischen Anlage nach war er das Produkt der Erfahrungen von Köln, Kassel, Darmstadt sowie jahrelangen Trainings - deshalb die außergewöhnliche Tödlichkeit der Operation. Dresdens Auswahl als Ziel unterscheidet sich nicht von der Aachens oder Münsters oder Königsbergs. Es gibt schlechterdings keine Städte über hunderttausend Einwohnern, die nicht angegriffen wurden. Und der Höhepunkt der Bombardierungskampagne

liegt im Februar/März 1945. Die extremen Verluste von 130.000 Personen im Jahr 1945 resultieren aus der mühsam errungenen Perfektion der Abwurftechniken und dem Erliegen der Abwehr. Die Zahl allein erläutert, dass der Dresdenangriff keineswegs der Solitär ist, für den ihn Taylor und das internationale Geschichtsbild halten! Wollte man Taylors Maßstab anlegen, dann handelte es sich nicht um gelegentliche Kriegsverbrechen, sondern um einen über weite Strecken verbrecherisch geführten Krieg.

III.

Der Vernichtungsangriff auf die Stadt als Zentrum der Rüstung und der politischen Nerven einer Nation war seit den zwanziger Jahren vorgedacht und lag dem Aufbau strategischer Luftwaffen in den USA und in England zugrunde. Ganz Europa veranstaltete Luftschutzübungen; alle Deutschen waren mit Gasmasken ausgerüstet in der Annahme, gasgefüllte Bomben würden vom Himmel fallen. Der Leitsatz des Zukunftskrieges in England war Premier Stanley E.B. Baldwins „the bomber comes through“; sowohl der Bomber der mutmaßlich deutschen Angreifer wie auch der britische Gegen-schlag. Ähnlich ist es eingetroffen. Das, was geschah, existierte zuvor als feste Erwartung, als Furcht und Entschlossenheit in hunderten von Millionen Köpfen. Es existierte kein Druck, diese Waffe zu ächten; man musste sie besitzen, um abzuschrecken und, nötigenfalls, um zu vergelten.

1943/44 hielt die Mehrzahl der Deutschen die britisch-amerikanischen Zivilbombardements für kriminell, erregte sich indes am meisten über das Ausbleiben und später die Unfähigkeit der V-2-Raketen, ganz England auszulöschen.

Im Zyklus von Erstschlag und Vergeltung ist vielleicht sekundär, wer den ersten Schritt getan hat. Als Churchill im Mai 1940 die strategische Luftoffensive begann, schätzte er das Schicksal Rotterdams vor. Doch er verfügte über nichts anderes, um irgend etwas beginnen zu können, als die zwei Flotten zur See und zur Luft.

Durch Deutschlands Bündnislage in Ost/Südosteuropa war dies blockadefest: fatale Verletzungen erlitt es einzig aus der Luft.

Churchill schraubte die Opferzahl von Rotterdam von realen 900 auf fiktive 30.000 und proklamierte den Bruch des bisher prinzipiell anerkannten Zivilschutzes.

Die Zerstörungen von Warschau und Rotterdam waren nach erfolgreichen Bodenkampagnen geschehen und sollten eine militärisch bereits unabweisliche Kapitulation erzwingen. Man hätte sie sowieso bekommen und die Städte leicht verschonen können. Die Luftwaffe wollte zeigen, was in ihr steckte. Als Churchill hingegen in das strategische Bombardement eintrat, war dies seine letzte Karte. Wenn nicht, um den Krieg zu entscheiden, so doch, um überhaupt an ihm teilzunehmen! Mit 200 einsatzfähigen Bombern bestanden eigentlich keinerlei Siegchancen.

Im August 1940 drohte das Jä-

gerduell über dem Kanal verloren zu gehen; die Insel hätte sich der Invasion ohne bewaffnetes Heer kaum erwehren können. Die letzte Zuflucht war die Bomberwaffe. Nach „dem Zeugnis des Vizechefs des Bomber-Command“, Air Marshall Saundby, hat Churchill in verzweifelter Lage den Bombenkrieg radikalisiert, indem er die deutsche Luftwaffe zum Angriff auf London verlockte. Dies sei geschehen, um den Druck von den vom Untergang bedrohten Jägerstaffeln zu nehmen. Hinzu kommt, dass neue Gründe für Präsident Roosevelt entstanden, die überaus unlustigen Amerikaner aufzurütteln und in den europäischen Krieg zu führen. Das Mittel zum Zweck waren, Saundby zufolge, die provozierend angelegten Attacken auf Berlin Ende August, die äußerlich einen irre gegangenen Abwurf auf London vergolten hätten. Jedenfalls starteten Hitler und Göring daraufhin eine so nie vorgesehene strategische Luftoffensive auf London und die südenglischen Städte mit einer Gewalt, wie sie „Bomber-Command“ noch gar nicht auszuüben fähig war. Ähnlich wie Hugo Sperrle vor Kriegsbeginn skizziert hatte, prasselte die Munition in die Städte als Sitz etwa der Flugmotorenwerke von Coventry sowie als Quartier der labilen Massen: Produktion und Produzenten, beide Träger des kriegerischen Selbstbehauptungswillens der Nation.

In Joseph Goebbels Tagebüchern ist der Geist der Ruchlosigkeit und des Avantgardismus festgehalten, in dem eine Zivilisationsschwelle überschritten wurde, und damit

die Konzentration äußerster Waffengewalt auf nahezu schutzlose Unbewaffnete: „Das ist die größte Menschheitskatastrophe der Geschichte“, „ein Völkerdrama ohne Beispiel“, „apokalyptische Bilder“, „ein Inferno von unvorstellbaren Ausmaßen“, eine Rückkehr „zum Höhlendasein“. Goebbels hielt Churchill für einen Trottel, weil dessen Nadelstiche die Luftwaffe zu Antworten herausforderten, die eine ganz andere Art von Krieg darstellten. Die luftgeographische Lage der Deutschen an der Kanalküste erlaubte weit härtere und genauere Schläge. Die Briten hatten weitere Strecken über gegnerischem Territorium zurückzulegen, boten sich währenddessen den Abfangjägern dar, waren elektronisch zu orten, die Verteidigung dagegen verfügte über komfortable Vowarnzeiten. Je mehr die Bomber sich von den heimischen Radarstationen entfernten, desto ungenauer wurden die Funkleitstrahlen. Der Benzin-Ersparnis wegen hatte man wenige Sprengbomben geladen. Wirksamen Schaden konnte nur der präzise Abwurf auf ein Ziel anrichten. Um es zu identifizieren, mussten die Maschinen eine Zeitlang kreisen und waren solange selber Ziel der Flak. Goebbels ließ für die Auslandspresse ein Berliner Stadtmodell bauen, um die Geringfügigkeit der Zerstörung angesichts der kolossalen Bausubstanz einer Großstadt darzustellen. Was kann da schon kaputtgehen?

Die Briten stellten nach einem Jahr fest, dass zwei Drittel ihrer wenigen Bomben im offenen Gelände niedergingen, der Rest

schlug in einem Drei-Meilenradius auf. Dabei erlitten sie schmerzhafteste Einbußen an den 200 einsatzbereiten Bombern, welche die Luftoffensive eröffnet hatten. Die Verluste waren schwer zu ersetzen, und so ließ sich die Anzahl der Bomber kaum spürbar vermehren. Tatsächlich ging es bei der entscheidenden Wende am Jahreswechsel 1941/42 um die Selbsterhaltung der Waffe. Die Schäden, die sie hinnahm waren weit bedrohlicher als die, welche sie austeilte. Mit dem nun folgenden Wechsel des Bombardements in die Nacht waren die Angreifer nicht mehr zu sehen. Allerdings sahen sie auch nichts. Was sich ihnen - und auch das nur in der Vollmondphase - darbot, waren die Konturen einer Stadt, keine Punkte innerhalb der Stadt, welche die Bewohner aufwendig verdunkelt hatten. Aus dieser Zwangslage entstand in einigen Stufen die „area bombing directive“ vom Februar 1942. Avisiert waren nach Zielgabe vom Stabschef der Royal Air Force, Charles Portal, 900.000 Ziviltote und eine Million Schwerverletzte, d.h. im Ergebnis ca. 1,2 Millionen Tote. Die Angriffe der Jahre 1940/41 hatten durchschnittliche Verlustziffern von wenigen Dutzend Personen gehabt. Der Intention nach waren Hydrieranlagen, Bahnhöfe, Fahrzeug- und Waffenfabriken angepeilt. Faktisch gelangten die Bomben an Zufallsziele.

Viele detonierten in Gehöften und Dörfern, weil die Besatzungen ihre Ladung nicht wieder heimtransportieren wollten. Die „area bombing directive“ dage-

gen nahm sich ein Millionenge-
metzel vor, um den Durchhalte-
willen im Reich zu brechen.

Der Tötungsvorsatz ist näher
spezifiziert, es sollte die Arbei-
terbevölkerung treffen. Die In-
dustrieschäden an Werkshallen
und Maschinen hatten sich als
schnellreparabel erwiesen. Dem
Engpaß Nr. 1, den Arbeitskräften,
waren empfindlichere Verluste
beizubringen. Die Tötung der Ar-
beiter als hitlerische Rüstungsfak-
toren führte als „Zweiteffekt“ den
anti-hitlerischen Umsturz herbei.
Diese an die Novemberrevolu-
tion 1919 angelehnte Idee, von
der es ungewiß ist, wie ernst sie
genommen wurde, druckte man
als Botschaft auf Flugblättern, die
nebst den Todesbomben vom
Himmel regneten. Das Angebot
gleich dem des Belagerers an
die Belagerten: kapituliert und
der Würgegriff entfällt.

Die Kapitulation verlangen hieß
1943/44 Revolution. Nach dem
Untergang Hamburgs im Feu-
ersturm vom Juli 1943 rechnete
selbst die Nazispitze damit, dass
ein Verlust von 45.000 Perso-
nen nach einigen weiteren Ma-
len zum Zusammenbruch führen
müsste. Portals Zielziffer hätte 20
solcher Angriffe erfordert, die
allerdings technisch schwer zu
bewerkstelligen waren. Verluste
im fünfstelligen Bereich erreichte
man nur sehr selten. Als maßgeb-
liche Waffe hatte sich der Brand-
angriff herausgestellt. Die Flä-
chenvernichtung benötigte ein
nicht punktuell, sondern flächig
wirkendes Instrument.

Nuklearstrahlung, Gas, Bakteri-
en und Brand treffen keine Ziele,

sondern schaffen tödliche Räume.
Es kostete enorme Anstrengun-
gen, den deutschen Luftschutz zu
überwinden und eine über Stun-
den hinweg rasende, nicht lösche-
bare Feuersbrunst zu erzeugen.
Das wesentliche Aggregat, die
Stabbrandbombe, wurde über
Dresden in 650.000, über Essen
im März 1945 in einer Million Ex-
emplaren abgeworfen. Insgesamt
zigmillionenfach. Die dazu nöti-
gen Abwurfakte maßen nach Sek-
kunden, und die Brennbarkeit der
deutschen Stadtsubstanz wurde
Gegenstand eigener Forscher-
gruppen aus gelernten Architek-
ten, Mathematikern, Physikern
und Feuerwehr-Ingenieuren. In
dem tödlichen Raum existieren
kerne Unterschiede. Hospital und
Gestapogebäude, Blockwart und
Zwangsarbeiter, Rüstungsarbeiter
und Rüstungsarbeiterkind sind
gleichmäßig der Waffenwirkung
ausgesetzt. Auf diesen Effekt hin
ist die Waffe angelegt, nur ihm ver-
dankt sie ihre hohe Vernichtungs-
intensität, die das strategische
Kalkül will: Einen so unerträg-
lichen Zustand herstellen, dass die
Gefahren eines Aufstandes gegen
den Terrorstaat wie die Schmach
der Niederlage als geringeres
Übel erscheinen.

Im Laufe des Jahres 1943 stell-
te sich die Vergeblichkeit dieses
Versuches heraus, der schon den
Deutschen in den Londonatta-
cken 1940 misslungen war. Weder
die moralischen noch die wirt-
schaftlichen Defekte setzten den
hauptsächlichen Kampfapparat
des Reiches lahm: sein Heer. Als
die ersten nennenswerten Wirt-
schaftsschäden eintraten, die

Ausfälle infolge der so genannten 1. Ruhrschlacht im Frühjahr 1943, befand sich das Heer bereits auf dem Rückzug über den Dnjepr. Das deutsche Kriegspotential zerrieb sich in Wirklichkeit an dem Projekt, die Riesenmasse des russischen Raums zu beherrschen. Ein Großteil der kolossalen, zwar militärisch relevanten, doch nicht kriegsentscheidenden Zerstörung der Zivilquartiere aus der Luft, diente einem ganz anderen, einem politischen Ziel. Es galt, die Allianz mit Russland zu wahren. Diese musste sich in irgendeiner Art von Kriegshandlung unterhalb der Bodeninvasion materialisieren, die einstweilen mangels Gerät und trainierten Truppen nicht realisierbar schien. So wurde drauflos bombardiert, um einen Separatfrieden zwischen Stalin und Hitler zu unterbinden. Anders hätten England und die USA über Jahre hinweg de facto nicht im Krieg gestanden. Die Bodeninvasion führte einen weiteren Wechsel, den vom strategischen zum taktischen Luftkrieg herbei. Ihm war nicht länger auferlegt, aus vier Kilometern Höhe einen Sieg zu bewirken, sondern den Vormarsch der Truppen zu erleichtern. Die militärische Notwendigkeit bestand nun darin, die Beweglichkeit des Gegners zu hemmen. Als Ziel empfahlen sich wieder Punkte: Rangierbahnhöfe, Hydrierwerke, Flugplätze, Brücken. Inzwischen hatten sich die Radarleitsysteme verfeinert, vor allem aber war die Luftherrschaft errungen, also die gegnerische Flugverteidigung nahezu ausgeschaltet worden.

Zwei wesentliche Zwänge bestanden nicht länger, die zuvor die Ausflucht in die Massentötung erzwungen hatte: Präzisionsmängel und die Selbstgefährdung. Die ersten verkehrshemmenden Operationen waren die „Vorinvasionsbombardements“ in Nordfrankreich mit insgesamt 12.000 französischen Toten. Eine Tötungsdichte, die der nachfolgenden Verkehrsoffensive im Reich nicht nachstand. Der Zivilschutzgedanke war nach vier Jahren Luftkrieg dermaßen geschumpft, dass, ob Freund oder Feind, solche Ziffern als militärische Notwendigkeit verbucht wurden. Sie waren gar nicht notwendig, nur vorteilhaft. Die taktischen, auf Punktziele abgestellten Missionen der Nachinvasionszeit verbanden sich wie von selbst mit den brandstiftenden Flächenangriffsverfahren des „moral bombing“, welches als Konzept schon aufgegeben war. Doch galt die Zertrümmerung etwa von Hildesheim und Mainz auch dann als sinnvoll, wenn nur der Bahnhof auszuschalten war. Zerstörung schadet im Krieg immer, auch als diffuses Kaputtmachen. Darüberhinaus beherrschte man jetzt perfekt das Städteverbrennen als technische Inszenierung. Kapazität braucht Auslastung. Nach dem Prinzip wurden Städte niedergelegt, schlicht, weil man sie bisher intakt gelassen hatte. Dabei handelte es sich logischerweise um die nicht rüstungsrelevanten Orte. Weil die Liste der verfügbaren Großstädte bald erschöpft war, gerieten die abseits gelegenen und die Mittelstädte ins Visier.

Die Brillanz, die darin bestand, die Zerstörung Würzburgs in 17 Minuten abzuwickeln, mit 6.000 Toten, trieb den Bombenkrieg vom Januar bis zum April 1945 auf seinen absoluten Höhepunkt nach Tonnage, Frequenz, Zerstörung und Mortalität.

Zu den Angriffen auf „Verkehrsziele“ zählte auch ein den meisten Deutschen über 65 Jahren erinnerliches, gleichwohl von der Historiographie ignoriertes Phänomen, der Tieffliegerbeschuss. Die Jagdbomber stürzten auf eine Höhe von hundert Metern hinab und feuerten mit Bord-MGs auf bewegliche Objekte, Züge, Autos, Passanten, Menschen auf Bahnhöfen, Kinder, die auf Äckern Kartoffelkäfer sammelten.

Diese zunächst vereinzelte Form der Menschenjagd wurde von Dezember 1944 an üblich. Zur Vergeltung solch einer „verbrecherischen Kampfweise außerhalb aller international anerkannten Kriegsgesetze“ gab Goebbels abgestürzte Piloten schon im Mai 1944 der Lynchjustiz preis: „Das hat nichts mehr mit Krieg zu tun, das ist nackter Mord.“ Selbst wenn dies zuträfe, dürfte ein Mörder nicht gelyncht werden. Abgestürzte Piloten gehörten zweifelsohne in Kriegsgefangenschaft und hätten sich allenfalls einem Kriegsgericht stellen müssen.

So ereignete sich der „nackte Mord“ rechtlich auf Seiten des lynchenden Mobs sowie der Behörden im OKW, die dies begutachteten und duldeten. Sie hatten Soldaten untersagt, gegen Volksgenossen vorzugehen, welche „in berechtigter Empörung über die

anglo-amerikanischen Terrorflieger zur Selbsthilfe greifen.“

Es war der einzige Abschnitt des Luftkriegs, der in Nürnberg eine Rechtswürdigung erfuhr. Über den Chef des Wehrmachtsführungsstabes Walter Warlimont heißt es im Urteil des OKW-Prozesses: „Der Angeklagte ist nach unserer Überzeugung überführt, an dem von den Führern des Dritten Reichs entworfenen, rechtswidrigen Plan zur Förderung der Lynchjustiz an alliierten Fliegern mitgearbeitet und dies verbrecherische Vorhaben in wesentlichen Punkten gefördert zu haben.“

Der Autor:

Jahrgang 1944, auf vielfältige Weise publizistisch tätig und hat sich immer wieder zu aktuellen Problemen des Kriegsrechts zu Wort gemeldet, unter anderem zu den Balkankriegen der 90er Jahre und zur Wehrmachtausstellung. Friedrich lebt als freier Autor in Berlin.

Veröffentlichungen (Auswahl):

Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg. München 2003.

Brandstätten. Der Anblick des Bombenkrieges. München 2003.

Das Gesetz des Krieges: das deutsche Heer in Rußland 1941 bis 1945. Der Prozeß gegen das Oberkommando der Wehrmacht. München 2003.

Die kalte Amnestie. Die NS-Täter in der Bundesrepublik. München 1994.

Fritz Deppert

Brandnacht Darmstadt

Nachdem wir am 23. September 1943 nach dem Angriff auf die Darmstädter Altstadt aus dem Haus in der Soderstraße 8, in dem ich 1932 geboren wurde, ausziehen mussten, weil die Wände gerissen waren und die Wohnung baufällig geworden war, zogen wir in die Rheinstraße 15, unweit des Monumentes „Langer Ludwig“ in das Nachbarhaus zur damaligen Hauptpost. Da sich auf dem Dach gegenüber eine Sirene befand, weckten mich die Alarme trotz des tiefen Kinderschlafes.

So geschah es auch am 11. September 1944. Doch dieses Mal hörte man bereits nach wenigen Minuten die Motorengeräusche der ersten Flugzeuge über der Stadt. Wir hasteten in den Keller, die Schuhe trug ich noch in der Hand, und sahen bereits durch die Treppenhausfenster die gleißend aufleuchtenden Markierungen, Christbäume, wie sie im Volksmund genannt wurden. Es würde also einen Angriff geben.

Selbst die Erwachsenen hatten nicht mit einem Großangriff auf Darmstadt gerechnet und es damit begründet, dass die Stadt keine militärische Bedeutung habe, vor allem aber begründet mit der aus England kommenden und hier lebenden Hessen-Darmstädtischen Prinzessin Margarete.

Sie hatten sich getäuscht. Der pflichtgemäß im Keller einge-

schaltete Drahtfunk warnte mit sich überschlagender Stimme vor dem Angriff durch Verbände, die von drei Seiten auf die Stadt zuflogen, und wiederholte die Warnung nach dem durchdringenden und bedrohlich klingende Ticken, das er sendete, damit man wusste, dass er eingestellt war.

Dann fielen auch schon die ersten Bomben und ihr Donnern kam, immer lauter werdend, von Westen her auf uns zu. Sie dröhnten, schlugen gegen die Trommelfelle, gegen die Wände, löschten das Licht, ließen den Keller tanzen. Ich saß auf einem alten Sofa und wurde hin und hergeworfen, weil es schwankte wie ein wild gewordenes Pferd. Eine mir lang erscheinende Zeit, in der ich an nichts denken konnte, weil die Geräusche, die Dunkelheit und der Staub, auf dem ich herumkaute, mich betäubten, ich flog auf und ab und wusste nicht mehr, wo ich war und an was ich mich festhalten sollte. Nicht einmal schreien konnte ich, so schnell und mit solcher Wucht geschah alles.

Die Bombe, die das Nachbarhaus traf, heulte heran, schien für eine lange Sekunde zu verstummen, explodierte, die Ohren trotz des aufgerissenen Mundes taub schlagend, der Boden hob und senkte sich. Danach entfernten sich die Einschläge. Licht kam in den Keller, mein Vater hatte eine Kerze entzündet. Der flackern-

de Schein tanzte über uns, wir waren grau eingestaubt durch Sandwolken, die aus den Wänden geschüttelt worden waren, heruntergebrochene Deckenteile lagen im Keller verstreut, der Nebel abgebröckelter Wände umgab uns. Das Gewölbe hatte standgehalten. Die hölzerne Kellertreppe hing schief in ihren Wandbefestigungen.

Wir saßen und warteten. Noch immer hörten wir Explosionen, nun jedoch entfernt von uns.

Dieses Warten wurde vielen zum Verhängnis, weil sie die Keller nicht rechtzeitig verließen. Sie sind elend erstickt, nachdem das Feuer den Sauerstoff aus dem Keller gesogen hatte, oder in der Hitze verglüht oder sogar gesotten worden, durch das kochenden Wasser, das aus den platzenden Rohren schoss. Wie wir später erfuhren, schmolzen in dem öffentlichen Luftschutzkeller in einem Gebäude schräg gegenüber die Eisentüren und -ausstiege fest und keiner entkam.

Wir gerieten in Bewegung, weil es von der Hautpost her an die Wand klopfte und wir Rufe hörten, die uns aufforderten, den Durchbruch zu öffnen, der sich als vorgeschriebener Rettungsweg zwischen den Häusern befand. Ich kletterte zu diesem nur dünn gemauerten Backsteinviereck und räumte die herausgeschlagenen Steine zur Seite. Als der Durchbruch offen war, erschienen mehrere Postbeamte. Sie hatten Nachtdienst und riefen uns zu, die Ausgänge in ihrem Keller wären verschüttet. Über die Kellertreppe verschwanden

sie in den Hausflur. Der letzte von ihnen kam noch einmal zurück und forderte uns auf, den Keller zu verlassen, das Haus brenne und in kurzer Zeit gäbe es keinen Ausweg mehr.

Dieser mir unbekannt gebliebene Mann hat uns das Leben gerettet. Da man noch immer Explosionen hörte, hätten wir ohne ihn den Keller nicht zu verlassen gewagt. Keiner wusste, dass es sich inzwischen um die Explosionen eines Munitionszuges handelte, der getroffen worden war und deswegen am Südbahnhof Wagen für Wagen in die Luft flog.

Die Treppe ächzte und wackelte, als wir sie hinaufstiegen. Im Hausflur wirkte alles ruhig und kühl, als könnten wir in den ersten Stock und in unsere Wohnung gehen. Das änderte sich in der Torhalle. Die Eingangstüren waren weggeflogen, im Viereck zur Straße stand eine Wand aus Feuer. Vater räumte Holzteile und Mauerbrocken zur Seite und ging voraus, wir folgten ihm. Als wir trotz der Angst, die uns ohne das energische Rufen meines Vaters in den Keller zurückgetrieben hätte, weil er kühl und Sicherheit bietend hinter uns lag, die Straße betreten, schlug uns das Bild entgegen, das bis heute in meine Tag- und Nachträume einzog: ein Inferno, feuer- und todspeiend.

Die Häuser brannten, die Bäume brannten, der Straßenasphalt brannte. Die Hitze schlug gegen die Lungen und bedrängte den Atem, Rauch brannte in den Augen, Sturmwind rüttelte an uns und versuchte uns zu Boden zu reißen. Glutbrocken wirbelten

uns entgegen. Gegenüber auf der anderen Straßenseite brach die Vorderfront eines Haus herunter. Es geschah wie in einem Stummfilm, weil der Feuersturm alle anderen Geräusche schluckte. Wir hängten uns ein. Die Eltern zogen mich vorwärts. Wir schwankten die etwa einhundert Meter zum „Langen Ludwig“ und suchten einen Ausweg. Doch wo wir hinsahen, leckte und wirbelte das Feuer die Straßenschluchten entlang gegen uns.

Während dieses Zögerns sah ich die Szene, die sich unauslöschlich in mein Erinnern einbrannte: einen Vater, der zwei Kinder hinter sich herzog; das eine Kind stolperte, fiel, klebte im flüssigen Asphalt fest und der Vater rüttelte vergeblich an ihm, um es wieder aufzurichten. Das Kind fing an zu brennen. Dann zog mich mein Vater weiter, die Szene verschwand in der Feuerwand. Er suchte den Weg zu einem kleinen Platz, von dem uns nur ein Häuserblock trennte. Die Straße dorthin war breit, die Gebäude zu beiden Seiten hoch und sie brannten erst in den oberen Stockwerken. Durch einen Funkenregen aus brennenden Dachlatten und geschmolzener Dachpappe taumelten wir wie Betrunkene durch diese zur Schlucht gewordene Querstraße. Dachpappe verbrannte mir die linke Hand. Ich spürte den Schmerz erst, als wir den Platz erreicht hatten. Die Funken entzündeten die Haare, meine Eltern schlugen mir und sich gegenseitig ständig auf den Kopf, um die ersten kleinen Feuer zu löschen. Es schien nur noch Tod und Feu-

er zu geben: ein Strudel aus Hölle und Weltuntergang, der das Monument umkreiste und über uns hinwegwirbelte. Durch diesen Orkan und über Geröll steigend erreichten wir den Mathildensplatz. Er lag gespenstig unberührt. Lodernde Häuser umringten ihn, aber Bäume und Büsche brannten nicht und versammelten eine Schar stummer, entsetzter Menschen um sich, die mit weit aufgerissenen Augen das Feuer beobachteten, ob es nicht herüberspränge. Nur hin und wieder hörte man lautes Rufen nach vermissten Angehörigen oder Verletzte um Hilfe schreien.

Am Brunnen tauchte Vater unsere Jacken in das Wasser, wir zogen sie über Kopf und Schultern, um leichter atmen und die Hitze besser ertragen zu können. Ich verkroch mich in die Büsche aus tief herabhängenden, stacheligen Blättern, um nichts mehr sehen zu müssen.

In der Luft hing ein neues Geräusch: die Glocken einer Kirche, wohl der Elisabethenkirche, wummerten einen dumpfen Klagegesang. Der Sturmwind läutete sie.

Wir hatten überlebt. Gegen Morgen entkamen wir in den nahen großen Stadtpark, den Herrngarten. Wir gehörten nicht zu den ausgeglühten, ascheweißen Kellermumien, nicht zu den geschrumpften, verkohlten und mit krampfhaft angewinkelten Gliedern auf der Straße liegenden Opfern. Sie sprangen in meine Augen und in mein Gedächtnis, als wir am nächsten Tag durch die Stadt gingen, die keine Stadt mehr

war. Ich klammerte ohne loszulassen an der Hand des Vaters, denn von nun an hatte ich die nicht zu beschreibende Angst in mir, die in der Nacht durch die dramatischen Vorgänge verdrängt worden war. Die Erde war noch heiß, ich spürte es durch die Schuhsohlen. Von unserem Besitz hatte nichts überdauert, auch nicht Vaters Bilder. Die Freunde, die wir suchten, waren tot oder hatten alle Habe verloren. Der Fotograf, der die Bilder für eine Ausstellung aufgenommen hatte, war ebenfalls mitsamt der Fotos verbrannt. Das Lebenswerk meines Vaters war weitgehend vernichtet. Ich habe ihn zum ersten Mal in meinem Leben weinen sehen, und es kam mir vor, als wäre er in diesen Stunden grau geworden.

Dort, wo die Bergetrups gewesen waren, lagen die Opfer in Reih und Glied wie zu einem Totentanz angetreten, mit grinsenden Fratzen, die Lippen weggeschmolzen, die Zähne aus den Schädeln herausstechend. Dazwischen standen Eimer und Zinkbütten. Mit Kreide geschrieben las man auf ihnen die Hausnummern und die Zahl der Toten, 24, 27, 28, von denen nichts als Asche und ein paar Knochen geblieben waren.

Dieser Anblick löschte meine Kindheit aus, ich verlor für Jahre die Fähigkeit, lachen zu können. Seit dieser Nacht weiß ich, was abgrundtiefe Angst ist, was Grauen, was gewaltsamer Tod und was Krieg ist.

Wir Überlebenden hassten zunächst die, die die Bomben geworfen hatten, Bomben auf Frauen und Kinder und alte Männer,

denn, wer kriegstauglich war oder arbeitstauglich, war eingezogen oder schippte am Westwall. Mein Vater lebte nur deshalb bei uns, weil er aus dem Ersten Weltkrieg schwer verwundet zurückgekommen war und ein mehrere Zentimeter kürzeres Bein hatte. Das war in dieser Nacht unsere Rettung.

Wir verließen die Stadt, die keine mehr war, und wurden in Odenwaldsdörfer evakuiert.

Damit begann ein neues Kapitel mit neuen Bedrückungen. Unwillkommen, ohne alle Habe - der erste Topf zum Kochen stammte aus einer Müllkippe, und das Loch in ihm wurde vom Dorfschlosser gegen Vaters Zigarettenmarken zugeschweißt, die ersten Löffel schnitzte mein Vater aus Holzstücken, in der Abstellkammer, in der ich schlief, biss mir eine Ratte ins Ohr - erlitten wir wie viele Ausgebombte ein Schicksal, das bis heute nur wenig untersucht und dargestellt wurde.

Später begriff ich, dass dieses Feuer die Folge anderer Feuer war und welche Barbareien im Namen des Deutschen Volkes durch die Nazis und ihre Mittäter begangen worden waren. Für gerechtfertigt konnte ich das, was in dieser Nacht geschah, trotzdem nicht halten. Aber statt zu hassen, wusste ich, dass es viel wichtiger war, Hass aufzulösen, sich die Hände zur Versöhnung zu reichen und zu wissen, dass man nicht schweigen durfte, wenn sich neue Brandstifter zeigten.

Bis heute verabscheue ich Unterdrückung, Gewalt, Folter, Terror und Krieg und sage es.

Wer verstummt, wird mitschuldig und hilft dem Bösen, die Oberhand zu gewinnen. Das möchte ich an die nächsten Generationen weitergeben.

Der Autor:

Jahrgang 1932, Dr. phil., Gründer und bis 1996 Leiter der Bertolt-Brecht-Schule, PEN-Mitglied, Lektor des „Literarischen März“. Zahlreiche Veröffentlichungen, vor allem Gedichtbände, aber auch Texte zu Darmstadt und seiner Geschichte.

Literatur zum Thema (Auswahl):

Fritz Deppert - Zerstörung und Kapitulation, Darmstadt 2002.
Karl Deppert - Sterbende Stadt, Darmstadt 1999.
Fritz Deppert und Peter Engels - Feuersturm und Widerstand, Darmstadt 2004.
Klaus Schmidt - Die Brandnacht, Darmstadt 1964, Neuauflage 2003.

Harold Nash

Gedanken und Erinnerungen zum Bombenkrieg über Deutschland

Als ich mich freiwillig zur Fliegelei meldete, hatte ich keinen Gedanken an König und Vaterland verschwendet - wirklich keinen einzigen. Vor allem suchte ich das Abenteuer und wollte ein Held sein. Und dann wollte ich von zu Hause weg und unabhängig von den Eltern werden. Deshalb habe ich mich kurz nach meinem achtzehnten Geburtstag als Freiwilliger zur Royal Air Force (RAF) gemeldet. Die Motivation bei meinen Kameraden war, meines Wissens, ganz ähnlich.

Der Einsatz

Ich war kein Held. In den langen Stunden, in denen wir entweder über deutsche oder besetzte Gebiete flogen, hatte ich höllische Angst. Oft zitterte ich am ganzen Leib.

Übermüdung war eine zusätzliche Bedrohung. Der Pilot, der bei langen Flügen unaufhörlich seine Instrumente kontrollieren und stundenlang in die dunkle Nacht starren musste, durfte einerseits den Kontakt mit dem Flugverband nicht verlieren, und musste andererseits vor der Gefahr eines Zusammenstoßes ständig auf der Hut bleiben. Wie leicht konnte es passieren, dass er dabei einnickte, mit tödlichen Folgen für uns

alle. Dabei vergesse ich nicht die ähnliche Lage der beiden Bord-schützen, die in ihrer verhältnismäßig kleinen Plexiglaskuppel eingepresst saßen, und ebenfalls übermüdet stundenlang nach deutschen Nachtjägern Ausschau hielten.

Die ganze Besatzungsmannschaft eines Bombenflugzeugs musste ständig mit Augen und Ohren wachsam bleiben, wenn sie überleben wollten, denn da draußen lauerte unaufhörlich der Tod auf sie.

Ich war Navigator in einem viermotorigen Halifax-Bomber. Wenn ich mich an die Zeit erinnere, als wir über Deutschland flogen, sehe ich mich in einem endlosen Meer aus Dunkelheit - in Folge der Verdunklung. Wir flogen oft ohne Mondlicht in der pechschwarzen Nacht, bis wir in der Ferne die ersten Feuerbrände der Städte, die wir angriffen, zu sehen bekamen. Die einzige Beschreibung, die ich dafür habe ist, dass sie wie funkelnde Diamanten auf einem schwarzen Samtteppich aussahen. Die Feuer blinzelten, glitzerten, zwinkerten.

Aber das waren ja Menschen!!! Frauen und Kinder, die dort unten verbrannten, und ich habe an diese armen Opfer gar nicht gedacht. Ich würde so gerne sagen können, dass ich mich wenigstens

einen einzigen Moment auf ihr furchtbares Schicksal besonnen habe, kann das aber nicht. Damals habe ich nur an die eigene Haut gedacht. Wir stellten sie uns kaum als Menschen, als Gotteskinder, vor. Sie waren unser Angriffsziel, unser Befehl.

Unsere Methoden

Die "Pfadfindergruppe" kam immer zuerst an das Ziel. Das waren damals meistens schnelle Mosquitos - leichte, zweimotorige Flugzeuge. Ihr Zweck war es, ein Angriffsziel für uns klar zu markieren, und zwar zuerst mit Leuchtbomben. Sie warfen Leuchtkerzen ab, die am Boden ungefähr zehn Minuten lang glühten. Dann folgten Nachmarkierer, die den Stadtteil grün kennzeichneten. Erst dann wurden die Brandstoffe in den Farbenkranz abgeworfen, wodurch es hell wurde. Wir, die Hauptbombengeschwader, mussten auf Rot oder Grün zielen. Das war natürlich die Aufgabe der Bombenschützen. Es war im wahrsten Sinne des Wortes eine höllische Arbeit. Die Absicht war, die Stadt in Brand zu setzen und, wie ich glaube, mit unserem Phosphorregen so viele Menschen wie nur möglich zu töten. Feuersturm!

Navigationshilfsmittel

Als Navigationshilfe hatten wir die "Gee Box", aber man musste sie schnell manipulieren und sie

war nicht immer sehr wirkungsvoll.

Wir haben „Windows“ aus den Bombenschächten geworfen, Stanniolstreifen, die die Radarstrahlen der deutschen Jäger störten. Man hatte auch in einem der Flugzeugmotoren ein Mikrofon einbauen lassen. Der Bordfunker konnte damit den Lärm des Motors in das Radiofrequenzband der Jäger senden, der es ihnen beinahe unmöglich machte, den Anweisungen ihrer Kontrolleure, die die Jäger zu den britischen Bombenflugzeugen leiteten, Folge zu leisten.

Wir hatten auch das Radargerät H2S, dessen Sender und Empfänger im Bauch des Flugzeuges installiert war. Auf dem Bildschirm des Empfängers konnte man die Konturen des Erdbodens ziemlich klar erkennen, Hügel, Täler und so weiter. Eine große Bucht an der Mündung eines Flusses an der englischen Ostküste war auch immer klar zu sehen, besonders bei Ebbe, wenn eine kleine Insel auftauchte.

Eine Besatzung unseres Geschwaders wurde bestimmt, ein mit dieser völlig neuen Erfindung ausgestattetes Flugzeug zu fliegen. Sie kamen von ihrem ersten Einsatz nicht zurück. Was war passiert? Eine zweite Besatzung bekam den Befehl, ein Flugzeug mit diesem Radargerät zu fliegen. Beim ersten Einsatz wurden sie auch abgeschossen. Wir waren als dritte Besatzung dran und wurden auch sofort abgeschossen. Wir glaubten, dass die Deutschen die Wellenlänge dieses Apparates entdeckt hat-

ten, und dass sie uns mit ihren Sonderantennen und Instrumenten anpeilen konnten. Das britische Luftministerium hatte die Möglichkeit des Peilens ausgeschlossen, aber wir trauten ihren Aussagen nicht.

Die deutsche Verteidigung

Die deutsche Flak war wirkungsvoll, aber sie war nicht so gefährlich für uns wie die deutschen Nachtjäger. Die Jäger errangen die größten Erfolge gegen uns.

Die Scheinwerfer waren oftmals auch wirkungsvoll. Sie wurden oft von einem vom Radar kontrollierten Hauptscheinwerfer geleitet. Bei bedecktem Himmel konnten die Scheinwerfer die Wolken nicht durchdringen, aber durchleuchten. Das hieß, wenn wir über den Wolken flogen und die Jäger über uns gestiegen waren, konnten sie uns klar sehen, denn unsere Flugzeuge hoben sich von den beleuchteten Wolken ab. Sie konnten uns noch klarer sehen, wenn sie Lichtschirme auf uns herabwarfen. Die Nacht wurde dann fast taghell.

Jörg Friedrich erzählt in seinem ausgezeichneten Werk „Der Brand“, dass die deutschen Jäger die beleuchtete Wolkendecke das „Leichentuch“ nannten. Glücklicherweise wussten wir nichts davon. Wie ich später erzählen werde, haben wir diese deutsche Luftkampftechnik am eigenen Leib erfahren müssen.

Waren unsere Angriffe legitim?

Diese Frage würde ich oft mit „ja“ beantworten. Wir haben zum Beispiel an dem Luftangriff auf Peenemünde teilgenommen. Unser Angriffsziel war das Versuchsgelände der V2 auf der Insel Usedom, Peenemünde. Wir mussten tief fliegen und auf bestimmte Hütten zielen. Sollten wir diese Ziele beim ersten Anflug nicht treffen, hatten wir den Befehl in den nächsten Tagen bei weiteren Einsätzen so lange anzugreifen, bis sie zerstört waren. Das Flakfeuer der deutschen Kriegsschiffe war genau, und über dem Ziel tanzte und zitterte das ganze Flugzeug. Zurück auf unserem Flughafen haben wir am Flugzeugrumpf zahlreiche Einschusslöcher gefunden.

Am 14. Februar 1942 hat das englische Kriegskabinet den Beschluss gefasst, auch die deutsche Zivilbevölkerung anzugreifen. Daher waren oft Städte und deren Einwohner unser Ziel. Ich gebe dazu hier nur ein Beispiel: Wir hatten den Befehl erhalten, eine bestimmte Stadt im Ruhrgebiet, wie ich glaubte, anzugreifen. Das Ruhrgebiet ist eine ineinander geschachtelte Stadtlandschaft und infolgedessen, leider, an und für sich ein leichtes Ziel.

Nach der ersten Einsatzbesprechung wurden wir zwei Stunden später zu einer zweiten Befehlsausgabe aufgefordert. Ein lächelnder, gut aussehender junger Geheimdienstoffizier sprach zu uns etwa so: „Meine Herren, wir

haben durch unsere Geheimdienstquellen erfahren, dass die Überlebenden von der Stadt, die Sie gestern abend angegriffen haben, in die Nachbarstadt geflohen sind. Wir haben also Ihr Ziel für heute abend geändert. Wir greifen die Nachbarstadt an.“ Ich habe mit meinen Kameraden mitgelacht. Ich war jung, ich wusste nicht ganz was ich tat. Heute weiß ich es und bin sehr betroffen und sogar beschämt, besonders wenn ich den Bericht von Herrn Fritz Deppert über unseren Luftangriff auf Darmstadt lese. Dieser war so entsetzlich, so unmenschlich, dass einem die Fähigkeit, lachen zu können, verloren ging. Kinder wurden von dem Feuersturm aus den Armen ihrer Eltern gerissen, und wie in Dresden hatte man tags darauf keinen Vogel gehört. Einer unserer Piloten, der an dem Luftangriff auf Hamburg teilnahm, erklärte, er habe zum ersten mal in seinem Leben Wasser brennen sehen. An dem Abend, sagte er, sei er Pazifist geworden.

Der Bischof Bell von Chichester hat 1943 im Oberhaus gegen unsere Flächenbombardierungen protestiert. Aber das war eine einzelne Stimme und sein Protest habe, meinte man, dem Bischof das Erzbistum von Canterbury (das Oberhaupt der anglikanischen Kirche) gekostet.

Ich weiß, dass einige deutsche Flieger auch unter Gewissensbissen leiden. Ich war als sechzehnjähriger bei dem Volkssturm "Homeguard" dabei, als der Angriff auf Coventry im Jahre 1940 stattfand; Birmingham, meine damalige Heimatstadt, ist näm-

lich nur siebzehn Meilen (27 km) von Coventry entfernt.

Der ganze Himmel war rot von den Feuern. Wir, mein Vater und ich, mussten meiner kranken Mutter dabei helfen, in den Luftschutzkeller zu gelangen. „What are they going to do, Bill?“ - „Was haben sie vor, Will?“ fragte sie ängstlich meinen Vater. Ich weiß, dass nachher Göring erklärt hat: „Wir werden noch andere englische Städte coventrieren.“

Eine neue deutsche Luftverteidigungsstrategie

Ein junger deutscher Jagd pilot versuchte Anfang 1943 seine höheren Offiziere davon zu überzeugen, dass es für die deutschen Jäger wirkungsvoller und effektiver sein würde, uns über dem Angriffsziel selbst von oben anzugreifen, anstatt uns auf dem Wege zu unseren Zielen zu suchen und zu erwischen. Wenn die deutschen Jäger über dem Ziel über uns fliegen und Leuchtkörper auf uns abwerfen würden, könnten sie uns ganz klar sehen, meinte er.

Dem Vorschlag wurde zum ersten Mal im September 1943 gefolgt, und zwar über Berlin. Wir waren dabei. Es war taghell. Zu beiden Seiten von uns schwebten die Leuchtkörper, die den Weg unseres Kurses markierten. Die Jäger stürzten sich von oben auf uns herab und beschossen uns. Sie konnten uns deutlich auch im Schein der Feuer unten sehen. Der Tod lauerte überall auf uns. Innerhalb von einer Minute habe

ich gesehen, wie fünf von unseren Maschinen abgeschossen wurden. Glücklicherweise für uns blieben die folgenden Nächte bedeckt.

Der Angsthase

Manchmal hatte ich zu viel Angst, um richtig denken zu können. Ich erinnere mich an den Angriff auf Nürnberg, und zwar im August 1943. Für mich war die Stadt nur ein Planquadrat, aber uns wurde gesagt, dass es darum gehe, Hitlers Lieblingsstadt und ein Symbol der Nazis zu zerschlagen. Der Angriff auf Nürnberg verlief wie jeder Einsatz. Hunderte von Bombern hoben in der Abenddämmerung von Yorkshire und sonst wo von der englischen Ostküste ab und nahmen Kurs auf den Kanal. Der Anflug dauerte ungefähr zweieinhalb Stunden, die Bombardierung aber nur wenige Minuten. Wieder funkelten unten die silbernen Brillanten, die einzigen Zeichen des Leidens und des Todes, den wir ausstreuten.

An dem Abend hatte ich furchtbare Angst. Irgendwie hatten wir uns von dem Flugverband trennen lassen. Wir blieben nur drei Flugzeuge in der Form eines Dreiecks. Plötzlich stürzte das eine Flugzeug in Flammen ab und dann ging die zweite Maschine in Flammen auf. Wir flogen alleine vom Ziel weg. Wie es uns gelungen ist, mit dem Leben davon zu kommen, weiß ich nicht. Das Gesicht des Ingenieurs, als er aus der Kanzel stieg, war kreideweiß. Nach den ersten Einsätzen blieb

das Überleben unsere Hauptsorge. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass wir wie gedrillte Roboter waren, losgelöst von unserer wahren Existenz, gefroren in Angst. Bei mir war es oft so, dass erst auf dem Rückflug menschliche Gefühle erwachten. Manchmal freute ich mich dann auf das Frühstück mit Speck und Spiegeleiern, das auf mich wartete. Ob unsere Opfer noch etwas hatten, worauf sie sich freuen konnten, habe ich mich nicht gefragt. Sie blieben für mich persönlich unsichtbar, nur funkelnde Lichter. Der Krieg war grausam. Und man wollte uns dafür Medaillen verleihen!!!

Schuld?

Herr Friedrich hat während seines ergreifenden Vortrags im Rahmen der Tagung gesagt: „Was ist, ist“ und meinte, wenn ich ihn nicht falsch zitiere, dass die Briten glaubten, sie seien berechtigt, die Zivilbevölkerung anzugreifen, weil Zivilarbeiter die Waffen herstellten. Damit kann ich jetzt nicht mehr einverstanden sein. Die Logik, Ursache und Wirkung sind zu oft menschliche Erfindungen, die in der Natur nicht existieren.

Und jetzt, als alter Mann, versuche ich, vom Herzen zu sprechen, denn die einzige, für mich geltende Logik in diesem Falle ist die Logik des Herzens. Denn ich war der Henker und der Henker hat schließlich ein Herz, und was wir Flieger machten, war verbrecherisch. Oder, wenn dieser Gedanke zu fromm ist, wenden wir uns

doch einen Moment an Immanuel Kant, dessen kategorischer Imperativ wie folgt dargestellt werden könnte: „Alles, was alle Zeit zu einer allgemeinen Gesetzgebung erhoben werden kann.“ Daraufhin frage ich: könnte unser absichtliches Töten von tausenden von unschuldigen und hilflosen Frauen und Kindern je zu einer allgemeinen Gesetzgebung erhoben werden? Niemals! Denn ist das nicht eine Art Volksmord, die Zukunft eines Volks, die Frauen und Kinder, auszurotten? Dabei denke ich an die Amerikaner, die es vorgezogen haben, eher militärische Ziele anzugreifen, als an unserem Flächenbombardement auf die Städte teilzunehmen. Unter keinen Umständen darf man glauben, dass der Zweck die Mittel heilige.

Dietrich Bonhoeffer meinte, dass der Mann, der immer gehorcht, dem Teufel auch gehorcht. Aber Eichmann erklärte bei seinem Prozess in Israel, dass er da, wo er einer höheren Autorität gehorcht habe, unschuldig sei. Dagegen sei er schuldig, wo er unabhängig gehandelt habe. Entspricht das meinem, unserem Falle auch? Luftmarschall Harris meinte, er habe nur die Befehle des Kriegskabinetts ausgeführt.

Es war die Entfernung, die uns das alles machen ließ. Hätten wir unten dabei sein können, hätten wir zusehen und alles miterleben müssen, wie wir unschuldige Frauen und Kinder ins Jenseits beförderten, zersprengten, zu Staub machten und kleinen Kindern einen furchtbaren Brandtod bereiteten, dann hätten wir es

nicht machen können. Wir sind schließlich Menschen.

Alistair Cook versuchte in seiner wöchentlichen BBC Sendung „Letter from America“ das Verhalten der amerikanischen Soldaten in Afghanistan und Irak zu verteidigen. Er erzählte, wie erschrocken Präsident Truman in Berlin stand. Ganz Berlin war ein Trümmerfeld. In dieser riesengroßen Stadt stand kein einziges Gebäude mehr, kein einziges. Die Überlebenden existierten in Kellern, in Löchern, in den Trümmern. Sie lebten im Dreck. Sie verhungerten. Was Cook damit sagen wollte ist: Es ist egal, ob man zehn oder zehntausend Meter vom Kampf und den Taten entfernt ist. Dank des Fernsehens spielt es keine Rolle mehr. Jetzt kann man sehen, was geschieht und man protestiert. Wenn es im Zweiten Weltkrieg das Fernsehen gegeben hätte, meinte Cook, hätte das britische Volk uns nicht erlaubt, mit unseren Flächenbombardierungen Deutschland dem Erdboden gleich zu machen. Dresden sei schlimmer als Hiroshima gewesen, meinte Cook.

Und erlauben Sie mir zu sagen, dass, wenn das deutsche Volk am Bildschirm den Mord in den KZs hätte miterleben können, diese Verbrechen auch nicht passiert wären.

Ich wiederhole, es ist die Unsichtbarkeit, die Tatsache, dass man nicht dabei sein kann, dass man das Stöhnen der Sterbenden nicht hört, dass man es nicht sieht, riecht, spürt, diese Tatsache allein ermöglicht, erlaubt solche unmenschlichen Gräueltaten

- bringt sie sogar zustande. Unsere Flächenbombardierung war ein wahrer Holocaust.

Wir waren auch Opfer

Klar brachten wir den Tod mit, aber wir waren auch Opfer. An dem Abend, an dem wir abgeschossen wurden, wurden 21 Flieger von meinem Geschwader abgeschossen. Es überlebten nur drei von uns. Das „Bomber Command“ erlitt mit 55.000 Gefallenen die höchsten Verluste bei den britischen Streitkräften.

Als im Jahre 1992 ein Denkmal für unseren Luftmarschall Harris von der Königin Mutter enthüllt wurde, hat eine Minderheit von ehemaligen Fliegern dagegen protestiert. Mein schriftlicher Protest wurde an die Königin Mutter weitergeleitet.

Ich brauche keinen Totempfahl des Hasses, um daran die Erinnerung meiner ums Leben gekommenen Kameraden aufzuhängen. Meine Kameraden waren prächtige Menschen, denen ich viel verdanke, besonders meinem Piloten, einem Gentleman.

In meinem Brief an den Oberbürgermeister von Dresden formulierte ich, dass ich es falsch fände, Luftmarschall Harris, den Mann, der Tod und Verderben über Städte säte, in Stein und Erz zu verewigen. Zu der Zeit, wo die europäischen Länder versuchten, enger zusammenzukommen sei es falsch, unfreundlich und provozierend. Man bräuchte überhaupt nicht alte Konflikte zu feiern.

Der Oberbürgermeister von Dresden hat meinen Brief veröffentlicht und sehr freundlich angenommen. Zehn deutsche Oberbürgermeister haben bei dem englischen Botschafter gegen das Harris-Denkmal protestiert - vergeblich! Ein gewisser Oberst Batchelor, Vorsitzender des Veteranenverbandes des „Bomber Command“ schrieb, Harris sei ein rechtschaffender Kommandeur gewesen, der nur die Befehle des Kriegskabinetts ausgeführt habe. Die Flächenbombardierungen deutscher Städte, bei denen rund 400.000 Menschen umkamen, wären, so meinte Batchelor, ein notwendiges Übel gewesen, um den Krieg zu beenden.

Ende September 1943, nach unserem dreizehnten Einsatz, traf es uns. Unsere Maschine wurde nach dem Angriff auf Hannover von einem Nachtjäger beschossen und geriet in Brand. Unser Flugzeug schwankte leicht von Seite zu Seite, aber ich achtete kaum darauf. Der Pilot machte das oft über Deutschland. Es war 21.20 Uhr. Plötzlich zitterte und rasselte das ganze Flugzeug. Wir waren von den Kanonen eines deutschen Jägers getroffen worden. Das Flugzeug brannte. Eine Junkers 88 hatte uns nachgejagt, und als Köder fungiert. Während sich unsere beiden Bordschützen auf sie konzentrierten, gelang es einer Focke-Wulf 190 uns von unten zu beschießen. Vielleicht ist es dem deutschen Jäger gelungen, in einen toten Winkel zu tauchen, ohne von unseren Bordschützen gesehen zu werden. Unser Flugzeug geriet immer mehr in Flam-

men, aber wir konnten die Falltür nicht öffnen. Also setzte ich mich auf eine Stufe und dachte: „Jetzt sterbe ich.“ Und dann wurde dieser Angsthase ganz von einer inneren Ruhe, einer Stille erfasst. Plötzlich lies sich die Falltür doch öffnen. Ich half einem verwundeten Kameraden, abzuspringen und folgte ihm. Als ich in die Dunkelheit hinuntertaumelte, muss ich mich ständig Kopf über Fuß gedreht haben, denn das Feuer des Flugzeugs erschien und verschwand zu regelmäßigen Zeitabständen vor meinen Augen, nur habe ich das gar nicht als Sensation empfunden.

Ich zählte langsam bis zehn und zog an der Schnur. Ich war nicht mehr richtig bei Sinnen, denn ich hielt den Griff in der Hand, nachdem ich daran gezogen hatte. „Mein Gott,“ dachte ich, „der Fallschirm ist kaputt.“ Vor lauter Angst war ich in eine solche Verwirrung geraten, dass ich nicht mehr wusste, was ich machte. Plötzlich öffnete sich der Fallschirm doch. Durch den starken Ruck verlor ich dann meinen linken Fliegerstiefel. Ich hatte geglaubt, dass ich die Wolken erreicht hätte, aber nein, es waren die Bäume. Ich hatte an der Schnur beinahe zu spät gezogen. Ich landete in der Ecke eines Feldes, versteckte meinen Fallschirm unter einem Busch und machte mich hinkend auf den Weg nach Westen, nach Holland. Ich wollte versuchen, mich zur holländischen Widerstandsbewegung durchzuschlagen, wie ich es in der Ausbildung gelernt hatte.

Von der siebenköpfigen Besatzung überlebten nur zwei von uns, was ich zu der Zeit nicht wusste. Ich verlor immer mehr an Courage. Einerseits hatte ich Angst, weiter zu gehen, andererseits war die Angst noch größer, gefangengenommen und gelyncht zu werden. Das Ziel der abgeschossenen Flieger war, irgendwie besetztes Gebiet zu erreichen, um mit der Widerstandsbewegung in Kontakt zu treten, um dann, wenn man Glück hatte, nach England geschmuggelt zu werden. Ich hatte, wie jeder Flieger im Einsatz, eine kleine Fluchtausrüstung in einem Taschenkästchen. Hierin befand sich viel Falschgeld, französische und belgische Franken und holländische Gulden. Ich persönlich hatte auch drei Aufnahmen von mir für falsche Ausweispapiere, drei Taschentücher, die Landkarten waren, konzentrierte Schokolade, eine Gummiflasche und Sterilisierungstabletten. Wenn ich Abwasser in die Gummiflasche füllte und mit einer Tablette eine halbe Stunde lang stehen ließ, könnte ich, trotz des furchtbaren Geschmacks und Geruchs, dies ohne gesundheitliche Schäden trinken. In meiner Jacke hatte ich zwei Druckknöpfe, die Kompass waren. Ich ging nachts und versteckte mich am Tage. Nach vier Tagen geriet ich dann in Kriegsgefangenschaft.

Nach 5-tägiger Einzelhaft im DULAG-Luft in Frankfurt (Main) wurde ich von einem höflichen Offizier verhört, der perfektes Englisch sprach. Ich war erstaunt. Er wusste mehr über mein Ge-

schwader als ich. Ich kam schließlich ins STALAG Luft 6, ein Kriegsgefangenenlager für Flieger, das sich an der Grenze von Litauen und Ostpreußen befand. Wir sind dort stets korrekt behandelt worden.

Im Zug nach Frankfurt für das Verhör im DULAG-Luft sah ich, was die entfernten Lichtblitze, die sich aus dem Fenster meines Flugzeugs so harmlos ausmachten, wirklich bedeuteten. Die Zugreise ging über das Ruhrgebiet nach Frankfurt durch eine Ruinenlandschaft. Ich sah plötzlich einen Arm, der aus den Trümmern ragte - unser Verbrechen, mein Verbrechen. Es war klar, dass die unserigen, meine Kameraden, in der Nacht vorher hier einen Luftangriff ausgeführt hatten.

In diesem Zug erfuhr ich das Schlüsselerlebnis, durch das ich schließlich mit meinen Schuldgefühlen fertig wurde. Mir gegenüber im Abteil saßen drei in schwarz gekleidete Frauen - eindeutig in Trauerkleidung. Natürlich wusste ich nicht, ob sie einen Sohn, Bruder, Ehemann, wohl aber doch einen nahen Angehörigen verloren hatten. Ich war hungrig und durstig, war schmutzig, ungekämmt und sah vollkommen heruntergekommen aus. Aber an dem Fliegerabzeichen konnte man sofort erkennen, wer ich war. Als wir durch diese grauenhaft verwüstete Gegend fuhren, fingen die drei Frauen an, miteinander zu reden. Ich konnte sie nicht verstehen, denn ich konnte damals nur Schuldeutsch. Das Ganze brachte mich noch mehr in Verlegenheit. Wollten sie

mich vielleicht beschimpfen oder sogar bespucken? Dann steckte eine der Frauen ihre Hand in eine große, schwarze Tüte und holte ein Stück Brot heraus. Sie bot mir das Brot an, zweifelsohne ein Teil ihrer Ration. Mein Bewacher, ein Luftwaffenangehöriger, der neben mir saß, sagte: „Nein!“. Ich bekam das Brot nicht.

Wenn ich jetzt sagen würde, dass die Geste dieser drei Frauen mich an Ort und Stelle beeinflusst hätte, würde ich lügen. Erst zehn Jahre später bei einer Party ist mir die Bedeutung dieser Begegnung klar geworden.

Jemand hatte Christus und „die andere Wange“ erwähnt. Ich weiß nicht weshalb, aber ich habe sofort an die drei Frauen denken müssen. Ich hatte versucht, sie zu töten, und als Erwiderung haben sie mir Brot angeboten: das allgemeine Symbol des Lebens, das tägliche Brot des Vaterunsers und des Heiligen Abendmahls. Da habe ich mich gefragt: warum hätte ich, wegen eines Mannes namens Hitler, diese drei guten Frauen töten müssen? Warum hätten sie sterben sollen, damit so genannte anständige Engländer in Frieden leben können?

Der Krieg ist eine furchtbare Lüge. Meine ganze Einstellung dem Krieg gegenüber, mein ganzer Gedankengang ist von diesem Erlebnis beeinflusst.

Wenn die Mauer der Propaganda abgerissen wird, meldet sich die Menschlichkeit wieder. Ich nehme an, dass die drei Frauen in mir zuerst einen Terrorflieger gesehen haben. Aber mit der Zeit haben sie nur noch den

Sohn einer Mutter in mir gesehen - glaube ich. Genau wie die deutschen Gefangenen in Russland. Die Russen hatten deutsche Kriegsgefangene durch eine russische Stadt marschieren lassen, damit die Frauen sie verspotten, bespucken und sogar schlagen konnten. Aber als die Russinnen sie sahen, erblickten sie keine Feinde, sondern nur hungrige, erschöpfte Muttersöhne und gaben ihnen Brot.

Albert Schweitzer äußerte sich in einem Paradox: „Die stärkste Waffe, die man gegen einen Feind anwenden kann, ist die Liebe.“ Wenn die drei Frauen mich geschlagen hätten, mich bespuckt hätten, dann hätte ich selbst vielleicht gedacht: „verdammte Deutsche, es geschieht Ihnen recht“, und das alles mit der Zeit vergessen. Aber nein, sie haben mich mit Verständnis behandelt, mir Nächstenliebe gezeigt, und damit einen Samen in mir gepflanzt, der noch immer in mir wächst. Es war ihr Goethe, der sagte: „Der Mensch bedarf des Menschen sehr.“

Das Problem ist, dass jede Regierung bei einem Krieg sich notwendigerweise an die jungen Menschenwendet, die abenteuerlustig sind und die leider selbst nur wenig vom Krieg wissen.

Man muss am eigenen Leibe den Krieg erleben, um dieses lügenhafte Verbrechen richtig erkennen zu können.

Ich bin Pazifist geworden, und wenn ich kann, tue ich mein Bestes, um die deutsch-britische Aussöhnung und Verständigung zu fördern. Wie ich an den Ober-

bürgermeister von Dresden geschrieben habe: „Ich weiß nicht, wie viele Kinder und Frauen meine Bomben getötet haben; ich weiß nur, dass keine einzige Bombe ein einziges Problem gelöst hat.“

Der Autor:

Jahrgang 1918, 1941 freiwillig zur Royal Air Force, flog als Navigator 13 Bombereinsätze über Deutschland, u.a. nach Berlin, Nürnberg und ins Ruhrgebiet. Nach dem Krieg Lehrer für Französisch und Deutsch, Träger des Bundesverdienstkreuzes.

Die Herausgeber:

**DR. BERND HEIDENREICH, Direktor der Hessischen Landeszentrale
für politische Bildung**

HD DR. HABIL. SÖNKE NEITZEL, Historiker, Johannes-Gutenberg Universität Mainz

**POLIS ist eine Publikationsreihe der Hessischen Landeszentrale
für politische Bildung (HLZ).**

Redaktion: Angelika Röming

Gestaltung/Satz: G·S Grafik & Satz, Mühlthal

Druck: Dinges & Frick, Wiesbaden

Auflage: 2000

© Wiesbaden 2004

ISBN 3-927127-56-6

**Schriftl. Bestellungen an die HLZ: Taunusstraße 4-6, 65183 Wiesbaden,
Telefon (0611) 32-4053, Fax (0611) 32-4055, E-Mail: hlz@hlz.hessen.de**

In der Reihe POLIS sind erhältlich:

Nr. 27 Mechtild M. Jansen (Hrsg.)
Hessen engagiert
Freiwilliges soziales Engagement in Hessen

Nr. 29 Dr. Hans-Joachim Jentsch
10 Jahre Hessen-Thüringen

Nr. 31 Wolfgang Benz
Gedenkstätten und Erinnerungsarbeit
Ein wichtiger Teil unserer politischen Kultur

Nr. 34 Mechtild M. Jansen, Christian Welniak (Hrsg.)
Politik am Ende oder am Ende Politik?
Neue Formen politischen Zusammenseins in Jugendkulturen

Nr. 35 Kathrin Hartmann
„Ist das nun Politik?“
Politikbegriff und Selbstverständnis von Bürgermeistern in Ost- und Westdeutschland

Nr. 36 Angelika Ehrhardt, Mechtild M. Jansen
Gender Mainstreaming
Grundlagen - Prinzipien - Instrumente

Nr. 37 Jürgen Kerwer, Uli Knoth, Lothar Scholz (Hrsg.)
Veränderte Lebenswelten!
Was wird, wenn alles anders wird?

Nr. 38 Mechtild M. Jansen, Susanna Keval (Hrsg.)
Religion und Migration
Die Bedeutung von Glauben in der Migration

Nr. 39 Bernd Heidenreich, Sönke Neitzel (Hrsg.)
Der Bombenkrieg und seine Opfer

Nr. 40 Mechtild M. Jansen, Susanna Keval (Hrsg.)
Die multireligiöse Stadt
Religion, Migration und urbane Identität

Nr. 41 Mechtild M. Jansen, Mechthild Veil (Hrsg.)
Familienpolitiken und Alltagspraxis

